AUTHOR:

UHDE-BERNAYS,
HERMANN

TITLE:

ROTHENBURG OB DER
TAUBER

PLACE:

LEIPZIG

DATE:

1910

Master Negative #

91-80169-7

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DEPARTMENT

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

Original Material as Filmed - Existing Bibliographic Record

Uhde-Bernays, Hermann, 1873-

... Rothenburg ob der Tauber, von Hermann Uhde-Bernays. Buchschmuck von M. Ressel. Leipzig, Klinkhardt & Biermann [1907] 2. aufl. ... 1910.

4 p. l., ~~131~~ 117 p. ~~col.~~ front., illus. (incl. plan) plates. 20½cm. (Stätten der kultur. bd. 4)

Head and tail pieces.
"Literaturnachweis": p. ~~126-131.~~ 110-115.

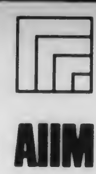
1. Rothenburg ob der Tauber, Ger.

Library of Congress DD901.R85U5 9—26423
[s24d1]

Restrictions on Use:

TECHNICAL MICROFORM DATA

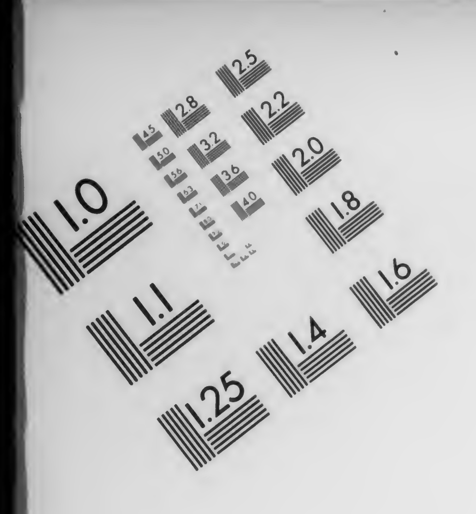
FILM SIZE: 35mm REDUCTION RATIO: 11
IMAGE PLACEMENT: IA (IIA) IB IIB
DATE FILMED: 8-8-91 INITIALS M.B.
FILMED BY: RESEARCH PUBLICATIONS, INC WOODBRIDGE, CT

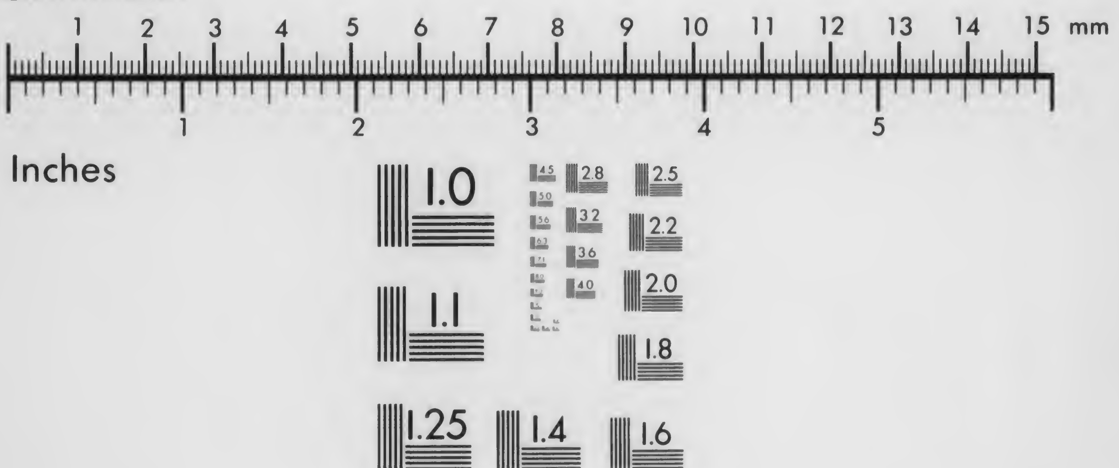


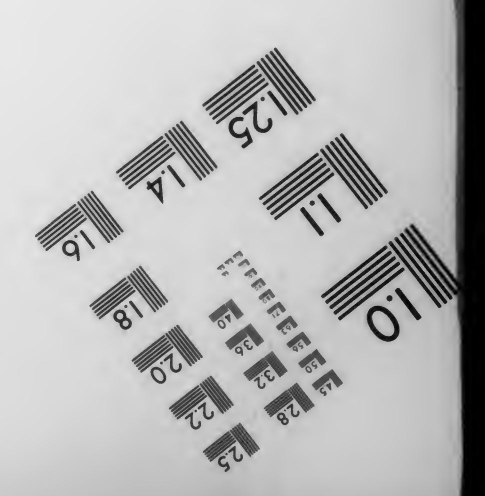
AIIM

Association for Information and Image Management

1100 Wayne Avenue, Suite 1100
Silver Spring, Maryland 20910
301/587-8202







MANUFACTURED TO AIIM STANDARDS
BY APPLIED IMAGE, INC.

ROTHENBURG



VON HERM. UHDE-BERNAYS

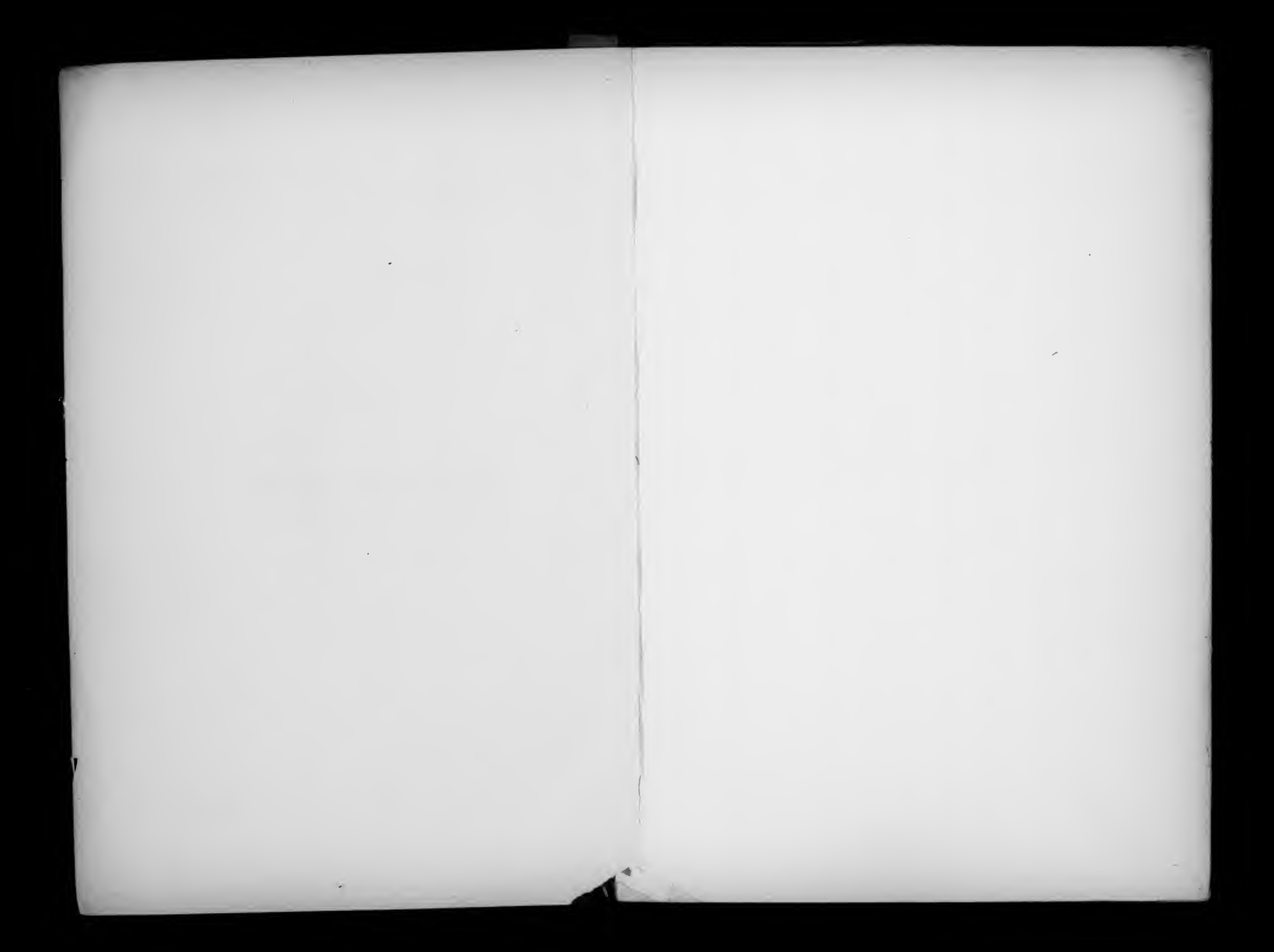


Camillo von Klenze

Rothenburg ob der Tauber
von
Hermann Uhde-Bernays
2. Auflage

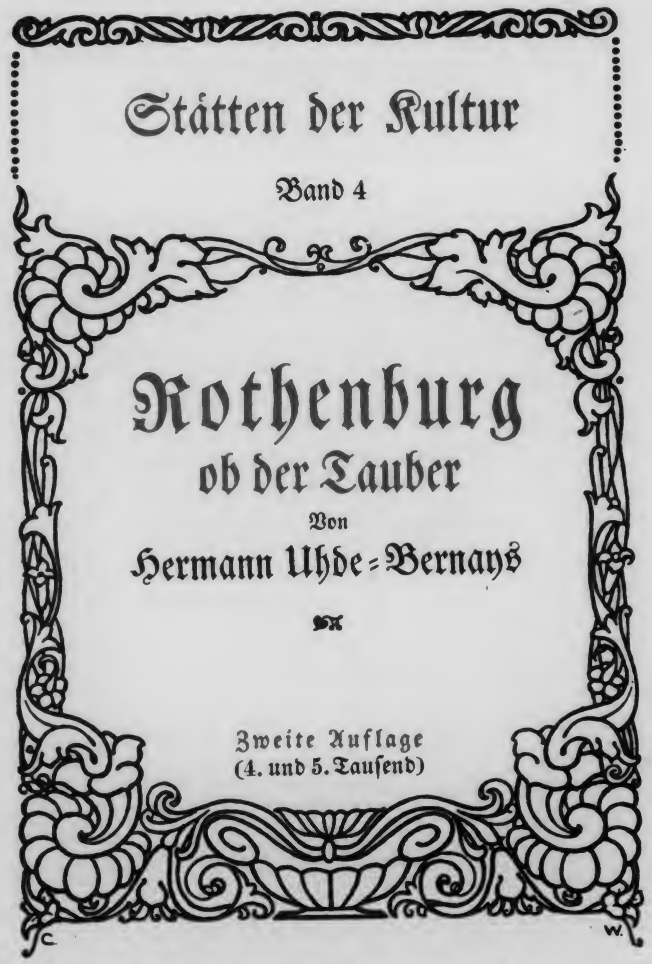
Stätten der Kultur
Herausgegeben von Dr. Georg Biermann

Band 4





Das Rathaus



Verlag von Klinkhardt & Biermann :: Leipzig 1910



Mit Illustrationen und Zeichnungen von M. Ressel und einem Tafel-Anhang

Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig



Inhalt

Zum Geleit 1
Rothenburgs Entdeckung 4
Im Wandel der Zeiten 21
Umschau und Einzug 46
Kirchen und öffentliche Bauten 56
Haus und Hof 72
Vor den Toren 99





Heil dem Bürger des kleinen
Städtchens, welcher ländlich' Gewerb' mit Bürgergewerb' paart!
Auf ihm liegt nicht der Druck, der ängstlich den Landmann beschränket;
Ihn verwirrt nicht die Sorge der vielbegehrenden Städter,
Die dem Reicheren stets und dem Höheren, wenig vermögend,
Nachzustreben gewohnt sind!

Hermann und Dorothea.





Zum Geleit.



Wo der Weg sich zum letztenmal teilt, stand der Schreiber und sah hinüber auf die Stadt. Seinen rechten Fuß hatte er auf einen hohen verwitterten Grenzstein neben der Straße gesetzt, der rechte Arm stützte sich mit dem Ellbogen auf das Knie, während die Hand das nachdenklich gezogene Kinn umfaßte. Es war noch ein junger Mann. Unter der dunkeln Mütze quoll nachlässig verwegen eine kastanienbraune Haarsträhne hervor, in der ein genauer Beobachter einzelne Silberfäden wohl mit Staunen gesehen hätte. Dem schmalen Gesicht gaben große neugierige Augen Glanz und Kraft. Wes Standes er war, deutete das ärmliche schwarze Gewand, das bescheidene Ränzel, das unbeachtet am Graben ausruhte, und das gewundene Büchslein, welches am Gürtel hing, durch den einige neue Federkiele gesteckt waren.

Da lag nun die alte Reichsstadt vor ihm auf der andern Seite des Tales, von der er schon so viel hatte erzählen hören. Die Abendsonne, die mit der freigebigen besitzessichern Freudigkeit der Frühlingsstimmung alle Schatten verwischte, zeichnete goldene Linien um eine dunstig zitternde bräunliche Masse, in der die Einzelheiten gespitzter Türme und regelmäßiger

Zinnen kaum zu erkennen waren. Da hoben die Glocken an zu läuten. Ein sanfter Windhauch trieb ihren tiefen Ton herüber von der andern Seite. Sonst war es ganz still. Regelmäßig folgten sich die einzelnen Schläge, daß der Schreiber gar vermeinte, er könne auf die schweren Atemzüge derer horchen, welche die Stricke zogen. Grüß .... Gott .... Grüß .... Gott .... so schienen sie zu rufen.

Der Wind setzte stärker ein. Er löste von einem jungen Apfelbaum eine leuchtende Blüte und spielte mit ihr vor den Füßen des Sinnenden. Der hob sie auf und setzte langsam seinen Weg fort, ins Tal hinab und auf gewundenem Pfade wieder aufwärts an das Tor. In der schweigsamen Dämmerung bildete eine flackernde Laterne wunderliche Schattenspiele. In ihrem Schein nannte der Schreiber Namen und Herkunft. Aber auf seine Worte hörte nicht nur der Wächter. Es stand ein Männlein dabei, krummbeinig und vom Alter gebeugt, mit weißem Bart und freundlichen hellen Augen. Als der Schreiber sich weiterwandte, stadteinwärts, da klopfte ihm der Alte auf die Schulter: „Nichts für ungut, junger Herr," sagte er mit einer weichen, kindlich feinen Stimme, „so Ihr Herberge suchet in der Stadt, lasset mich sie Euch weisen. Ich weiß, was Euch frommt. Die Stadt hier kennt keiner wie ich. Das könnt Ihr mir glauben." Der Fremdling zögerte noch und sah mit prüfendem Blick an dem Kleinen herab. Der aber fuhr fort: „Ihr dürfet mir trauen, Meister Wendel bin ich, einer hochwohlweisen Obrigkeit getreuer Ratspfeifer und Spielmann. Wenn's zum Tanz geht am Johannitag dort draußen bei den Linden, so gelte ich weit mehr als gar seine Ehren unser Herr Bürgermeister oder seine Vertretung. Folget mir ruhig. Es wird Euch nicht reuen ....!"

Wochen vergingen. Der Apfelbaum am Kreuzwege hatte längst den Blütenschnee von sich abgeschüttelt. Er war zwischen den breiten Ästen durchgefallen und hatte nun auf

dem feuchten würzigen Boden geruht, bis die glühende Sommersonne ihn kräuselnd verbrannte. Die Lindenblätter bogen sich breit auseinander und schlossen sich wieder zusammen, um ein kühlend heimliches Dach zu bilden über den feurigen Reden der heißen Sommerabende. Aus dem Tor schritten singende Mähder, die Sensen über der Schulter. Sie kamen an dem Schreiber vorbei, der eben im Begriffe war, von seinem neuen Freunde Abschied zu nehmen. Er schien gewachsen in dieser Zeit, und sein Ränzel war stattlicher. Die kräftige Rechte umspannte die schmale Hand des Alten. Und dieser sagte: „Lebt wohl, mein junger Freund, und Gott befohlen! Was Ihr also hier erlauscht und erkundet habt, das wollet Ihr jetzt daheim aufzeichnen auf den feinen Blättern, die Meister Löbleins Kunst Euch so sorglich zugerichtet. Nun, wie Ihr meint. Aber das eine laßt Euch noch sagen, einen Wunsch lasset mich Euch mitgeben für Eure Arbeit. Nur die, welche freundlichen Sinnes und weichen Herzens hinausschauen mit offenen Augen in die Welt, die gut erkannt haben, wie alte Mären und alte deutsche Kunst einst sich hier zusammenfanden in träumerisch holdem Zauber, dessen Kraft Ihr so stark gespürt, nur die lasset von Eurer Erzählung wissen. Lebet wohl!" Fester griffen die Hände ineinander.

Dann stürmte der Schreiber eiligen Laufes hinaus aus dem Dunkel, dem hellen heißen Sommertag entgegen.

Hier ist sein Buch.

29. 4. 1907.

„Ich habe auf einer Wanderung in Bayern eine Stadt entdeckt, wo wir uns immer sagten, das sieht hier aus, als wenn es Ludwig Richter komponiert hätte."

v. Ramberg (in Ludwig Richters Lebenserinnerungen) 1856.

Rothenburgs Entdeckung.

Es ist noch nicht so lange her, da war Rothenburg ob der Tauber, die alte deutsche Reichsstadt, hinter den dichten Buchenwäldern, die zwischen seinen Türmen und der breiten Heerstraße von Ansbach nach Würzburg als eine zweite, zufällige Schutzmauer gewachsen waren, ganz und gar vergessen. Der verfeinerte, mehr gesungene als gelebte Idealismus der späten Romantiker, das rauhbeinig-frivole Naturburschentum derer nach Achtundvierzig, beiden lag das Ernste und doch dichterisch so Greifbare des deutschen Mittelalters nicht, das in Rothenburg lebendig und einheitlich vor das verwundert schauende Auge tritt. Auch vorher, am Ende des 18. Jahrhunderts, als es Mode geworden war, den künftigen Familienältesten vor dem Besuch der Universität auf die Reise zu schicken, in Begleitung des Hofmeisters, der an der Hand der Keyslerschen Reisen oder anderer „kurzer Nachrichten" historica traktierte und gar selbst in einem säuberlichen Quartheft das Journal de voyage eintrug, auch damals war der Sinn für das Charakteristische, das wir an Rothenburg finden, noch nicht erwacht. Freilich war in jenen Zeiten des alten Reiches noch manche andere Stadt vorhanden, die wie Rothenburg stolz auf die ihr von des Kaisers Majestät huldvoll bestätigten Privilegien pochen konnte, an deren Toren ebenfalls eigenes

städtisches Militär Posten stand, und gerade in Rothenburgs Nähe haben Mergentheim, Ochsenfurt, Dinkelsbühl und andere Städtlein sich nicht allzusehr von ihrer Nachbarin unterschieden. Damals befand sich auch Nürnberg noch in dem glücklichen Besitz aller seiner Tore und Mauern, von denen seither manches schmucke Wahrzeichen hat fallen müssen. Und wenn wir uns erinnern, daß selbst Nürnberg, die vielbesuchte Hüterin der Reichskleinodien, einem Goethe, einem Mozart nur gleichgültige Bemerkungen ablocken konnte, dürfen wir uns nicht verwundern, daß Rothenburg, das einstens ganz sicher um eben so viel hinter Nürnberg zurückstand, wie es Nürnberg jetzt überragt, nur gelegentlich einmal flüchtig erwähnt wird. Auch Nürnberg ist entdeckt worden, begreiflicherweise aber dank manchen äußerlichen Umständen, dank seiner geographischen Lage und seinen Verbindungen als aufstrebende Kaufmannsstadt, viel eher als Rothenburg. Auf dem wasserarmen Hügelrücken über dem schmalen Tauberbächlein, da konnte keine Fabrik einen materiell förderlichen Betrieb beginnen. Durch die Schäden des Dreißigjährigen Krieges, von welchen Rothenburg sich nicht wieder erholt hat, wenn auch gegen das Ende des alten Kaisertums ein bescheidener Wohlstand in einzelnen Familien sich zu halten vermochte, durch die rücksichtslose Beiseiteschiebung und die Gebietsabtretungen nach der Einnahme der Stadt durch das bayrische Königreich hat in die äußerliche Erscheinung des Stadtbildes und ebenso in das altfränkisch-biedere Wesen der Bürger kaum eine wesentliche, aber doch für uns schmerzlich fühlbare Veränderung eingreifen können. Wie erst in der letzten Zeit nur wenige Häuser außerhalb der Stadtmauer gebaut worden sind, deren Vollendung schon Kaiser Albrecht geschaut hat, wie das königlich bayrische Rentamt Rothenburg heute Steuerlisten aufstellt, die von denen vor hundert Jahren sich fast gar nicht unterscheiden, so ist auch der prachtvolle Typus

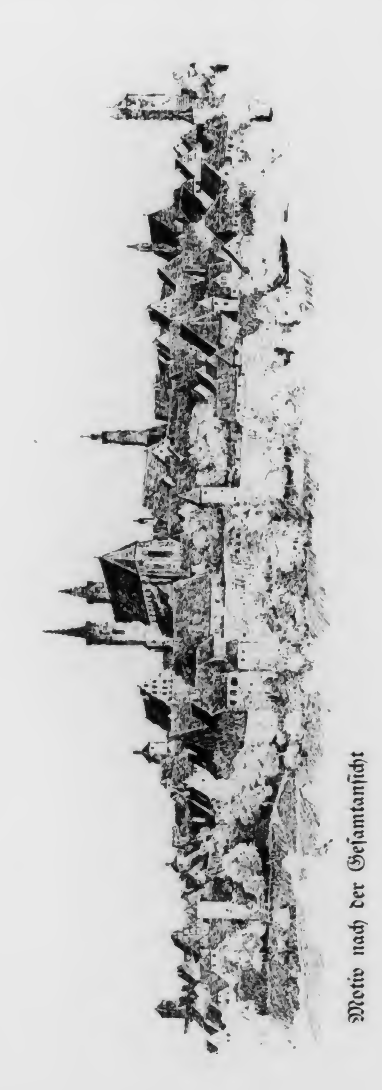
des guten alten Rothenburgers nicht ausgestorben, der staunenden Gesichts, das gestickte Mützlein auf dem weißen Haupt, aus seinen Butzenscheiben verwundert nach den vorbeigehenden Fremden schaut, und bis an sein Lebensende die gleiche runde Zahl Schöpplein Tauberweins trinkt, um zufrieden, nur mit einer leisen Verwünschung auf Eisenbahn und Markwährung, sich zur letzten Ruhe zu legen.

Wie mag es diesen alten Rothenburgern, die damals vergnüglich ihrer Manneskraft sich freuten, zumute gewesen sein, als etwa um die Zeit der Gründung des neuen Reiches ihr Städtlein berühmt wurde! Als erst lustiges Malervolk einzog, mit leichtem Gepäck und leichtem Geldbeutel, sich da und dort einnistete in den alten Erkern und Türmen und überall da herumsaß und eifrig drauflos malte, wo es der einfältige Bürgerverstand nie und nimmer geglaubt hätte. Das waren die Jünger Meister Schwinds, die stürmisch die akademische Tradition und den steifen Kothurn der strengen Münchener Lehrer zur Türe hinausgeworfen hatten und nun ausgeschwärmt waren, ihre künstlerischen Ideale angesichts einer das Gegenteil der heroischen Landschaft bedeutenden friedlich-anmutigen Natur zu suchen und zu verwirklichen. Die windenumwachsenen kleinen Häuser im Taubergrund, die jungen Pappeln neben der alten Mühle zogen sie an. Aber es war nicht das rein Malerische dieser Natur, sondern es war noch die erfreuliche Möglichkeit, sie als gefällige Staffage zu verwenden, was den Ausschlag gab. Die Zeit der Gartenlaube, der Marlittschen Romane brachte süßliche Stimmungsbilder. Das G e n r e m ä ß i g e, zu dem sich die gekreuzten Giebeldächer, die düsteren Mauerhallen, die efeuberankten Wachttürme, die ungepflegt verwildernden Gärten ausnutzen ließen, um einem Ständchen oder einem nächtlichen Überfall als meiningerhaft echte Kulissen zu dienen, hat seinerzeit die begeisterte Vorliebe der deutschen Künstler für Rothenburg entstehen lassen. Wir

müssen jene zwei Jahrzehnte erlebt haben oder die rasch einsetzende Reaktion in der Mitte der achtziger Jahre, den Naturalismus, verstandesmäßig als historisch begründet einsehen, damit uns heute diese Tatsache nicht sonderbar oder lächerlich erscheint. Verschiedenes kam noch dazu, was das Einschlagen einer solchen vom hohen Standpunkt aus etwa der venezianischen Lagunenmalerei zu vergleichenden Kunst noch förderte. Das war vor allem der erwachende Sinn für die künstlerische Formensprache der mittelalterlichen deutschen Kunst, der sich zunächst an dem Äußerlich-Schönen, an den Schöpfungen der Gotik erfreute, bis er sich langsam, aber ernsthaft läuterte, um die Strenge und Herbigkeit der frühen Meister liebevoll zu erfassen. Und Hand in Hand damit ging die wiederkehrende Neigung, aus dem köstlich klaren Quell der alten deutschen Sage sich wieder einmal satt zu trinken, aus den Dichtungen Gottfrieds, Wolframs und Walthers das Ewig-Lebendige zu allgemeinem Verständnis und Genuß für das ganze deutsche Volk herauszuholen. Wohl sind diese beiden Momente nicht mit einem Male aufgesprungen. Gerade während der stillen Vorarbeit für die Reichsgründung haben sie ihren nützlichen Einfluß erwiesen. Aber erst mit der allgemeinen Begeisterung, die den siegreichen Kriegen folgte, dem neuen Kaisertum entgegenjubelte und es triumphierend begleitete, wurden sie aktuell, nicht allein im kulturhistorischen, sondern auch im politischen Sinne. Für den tiefer Blickenden erscheint es nicht als Zufall, daß bald darauf zwischen Richard Wagners Nibelungenring und seinem Parzival der plötzliche Umschwung zugunsten eines deutsch-nationalen Musikdramas erfolgte. Und während die heranwachsende Jugend Freytags Ahnen mit hellem Jubel verschlang, während die Simrockschen Umdichtungen, die Grimmschen Märchen und Gustav Schwabs Volksbücher auch von Erwachsenen gern in die Hand genommen wurden, spielte, wie schon oben erwähnt,

auch das deutsche Gemüt, diese Wurzel so vielen Übels und so vieles Guten, deren Wachstum der Ausländer verständnislos ansieht, ein sentimentales Largo mit. Ein äußerer Gegenstand, an dem die Flammen der deutschen Begeisterung immer genug Nahrung finden würden, tat wirklich not. Da kamen die ersten Bilder aus Rothenburg ob der Tauber. Aufsätze der Illustrierten Zeitung, der Gartenlaube, der Grenzboten berichteten fast gleichzeitig (1867) von den Wundern der alten Reichsstadt. Rothenburg war entdeckt, und gleichviel aus welchem Motive diesem glücklichen Erwachen der Weckruf vorausgeblasen wurde, hier ist der alte, abgebrauchte Vergleich allein gerechtfertigt. Nach langem Schlaf hat Dornröschen die Augen geöffnet, in alter Schönheit ist sie hervorgetreten an das helle Sonnenlicht, und staunend sehen wir die traumverloren kaum Erwachte, deren Lider sich sanft wieder geschlossen haben. Im Abendsonnenscheine leuchtet ihr rötliches Haar, und schon scheint sie sich zu wenden, um wieder zur Ruhe zu gehen.

Die Maler sind es also, die uns Rothenburg gefunden haben. Und nach den Malern die Dichter. Paul Heyse zog mit Ränzel und Wanderstab durch alle die kleinen fränkischen Städte, und als er von Rothenburg schied, da hatte er im Geiste jene Novelle vollendet, das „Glück von Rothenburg“, die wiederum beitrug, bei allen denjenigen die Sehnsucht nach der Stadt zu erwecken, die sie noch nicht geschaut. Gottfried Keller, der Feind jeglichen Reisens, hörte von Rothenburgs Ruhm und beklagte, es nicht zu kennen. Damals wuchs noch zwischen den Steinen, die in verschiedensten Größen sich nebeneinander in einem wagenfeindlichen Pflasterleben stießen, fröhlich das Gras in die Höhe. Aus dem westlichen unteren Tore zog sich ein holpriges Sträßlein ohne Windung und Kehre steil hinab ins Taubertal, und wehe dem Fuhrwerk, das gegen Abend dem hüterlos heimkehrenden Vieh entgegen-



Motiv nach der Gesamtansicht

rutschte, das heute sorglich geleitet die breite Straße langsam heraufwandelt. Da stand noch nicht unterhalb des Spitaltores die große Kuranstalt, die wie ein riesiger, scheinbar bei leichtem Anstoß in Trümmer zerfallender, zusammengesetzter Steinbaukasten aussieht. Und da war auch die Brauerei noch nicht da! Ihre Aufführung hatte eine Anzahl verständnisvoller Rothenburger Bürger, durch deren Bestrebungen die Gründung des bei allzu vandalischen Absichten schon oft dankenswert tätigen Vereins „Alt-Rothenburg" zustande kam, leider nicht zu hindern vermocht, und jetzt stört sie im langgezogenen Stadtbilde als linker Abschluß auf das unerfreulichste und ernüchtert so manchen dithyrambisch entzückten Verehrer zu prosaischen Flüchen. Ja, damals . . . .! Aber wir wollen stille sein und uns dankbarlich bescheiden für das Erhaltene, für die unbegreifliche, niemals ihren anregenden Zauber verlierende Schönheit von Rothenburg.

Rothenburg! Wir haben vernommen, wie vor einem Menschenalter der Mantel sacht abgenommen wurde, der schützend seine Herrlichkeit umschloß. In den Jahren, die zwischen jener Zeit und der Gegenwart liegen, da ist der Name der alten Reichsstadt bekannt und berühmt geworden, nicht nur bei uns in deutschen Landen, sondern weithin im Ausland und namentlich drüben, über dem Meer, wo die praktischen Menschen wohnen, die klügelnd berechnenden Umwerter der Minute. Gerade aus Amerika kommt der Hauptteil der Besucher von Rothenburg. Die Empfindungen, die sie in den Schlössern der Bretagne, angesichts der Ruinen in Mittelengland, auf den Höhen von Umbrien haben, glauben sie in Rothenburg nachzufühlen. Und wenn auch diese Empfindungen unzweifelhaft bei vielen sich als Folge einer bädekerbeglückten Autosuggestion darstellen, sie treffen bei dem Besucher, der in ständig sich steigernder Freude und Kenntnis Woche auf Woche in Rothenburg weilt, ebenso, ja stärker

noch und unabweisbar sicher ein. Was bedeutet uns Rothenburg? Uns, den Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts, die wir in des Alltags Hast und Last atemlos dahinkeuchen, dem materiellen Erfolge nach, rücksichtslos und egoistisch, einseitig und interessenlos, und doch wieder müde, gebrochen, verzweifelnd? Was suchen wir, denen die Eisenbahn bereits ein viel zu langweiliges Verkehrsmittel geworden ist, den heiligen Frieden Rothenburgs, von dem wir nur mit schauderndem Gefühle uns umhegen lassen sollten, lärmvoll zu stören, und in wenigen Stunden das wenige zu erschnappen, das nach Ansicht des Führers unbedingt vonnöten ist, um Rothenburg gesehen zu haben? Regt sich nicht doch schon in diesen Stunden ein Rest von Menschlichkeit, eine leise Ahnung von Verständnis, ein Miterleben in uns, das sich zu stiller Sammlung und Rührung, zu innerer Weihe und Andacht steigert, wenn wir der festgesetzten Zeit ein Schnippchen schlagen, uns zum Bleiben entschließen und aus reisenden Automaten — Menschen werden? Erst dann wird Rothenburg zu unserem Besitz, und wenn Goethe richtig behauptete, nur wer Sizilien geschaut habe, trage das Bild Italiens in seiner Seele, so dürfen wir kühnlich es auszusprechen wagen: nur wer Rothenburg wirklich kennt, vermag einzusehen, wie deutscher Wald und deutsche Au, deutsches Leben und deutsche Kunst untrennbar ineinander verwoben sind. Gewiß ist Rothenburg ein Märchen, namentlich wenn Vollmondschein, Frühlingsduften, Herbstesfärbung die idealistisch hingebungsvolle Stimmung erhöhen. Und weil unserem armseligen, in Großstadtluft und Großstadtkampf aufgewachsenen Zierpflanzenwesen, seiner nüchternen Torheit und Unwahrheit die Sehnsucht nach Freiheit, sofern sie nicht schon hoffnungslos erstickt ist, als köstliche Gabe zugeteilt ward, darum überkommt uns in einer Stadt, die wie Rothenburg zu einem modernen Häuserkonglomerat den schärfsten Gegensatz bildet,

ein leises Ahnen jenes geheimnisvoll märchenhaften Zustandes, an dessen Möglichkeit wir träumend als Kinder geglaubt haben, und den die Dichter das Glück heißen. Der Gegensatz zu unserem sonstigen Leben und seiner gleichmäßigen Gewöhnung, der bei anderen Reisen nur selten ganz ausgesprochen zutage tritt, und mit ihm verbunden das Gefühl der Ruhe und der Zufriedenheit, sie führen angesichts dieser mittelalterlichen Erinnerungen den Gedanken an eine goldene, vergangene Zeit herauf, die wir wiederzuerleben glauben. Mit Hilfe der Phantasie, deren Webeschifflein in Rothenburg gar rasch seine Fäden schlägt, wird die Stadt, die nur dem Kalender und der elektrischen Beleuchtung nach ins zwanzigste Jahrhundert hereingehört, ganz von selber zurückgestellt in die alte Zeit, mit der wir, gerne uns selbst betrügend, die Tatsache einer idealen Vollendetheit im Sinne unserer Gegenwart, unlogisch genug verbinden möchten. Wir erschauen in den Menschen Veit Pogner, den ehrsamen Goldschmied, und sein Töchterlein Evchen mit den blonden Zöpfen und hinter ihnen, im Dunkel der Gasse gedeckt, einen Herrn Walter Stolzing aus Frankenland. Dort drüben eilt wahrhaftig geschäftigen Ganges Frau Marthe Schwertlein ins Haus, und wie die Kirchenglocken läuten, da kehrt sie zurück, das holde Gretchen zur Seite. Am Pfingstmontag wird alljährlich der Traum Wahrheit. Da wiederholt heiteres Spiel den blutigen Ernst vergangener Zeiten. Als Rothenburg anfing, seiner idyllischen Abgeschlossenheit durch den Fremdenbesuch verlustig zu gehen, kam ein biederer Glasermeister, mit Namen Adam Hörber, auf den Gedanken, eine unverbürgte Sage aus der Geschichte der Stadt dramatisch zu verarbeiten. So ist der „Meistertrunk" entstanden, das Rothenburger Pfingstfestspiel, das im stattlichen Reigen aller dieser jährlich wachsenden Veranstaltungen eines der ältesten zu sein beansprucht. Man darf weder an die historische Treue

noch an den dramatischen Wert der bescheidenen Dichtung einen allzu strengen kritischen Maßstab anlegen. Was an dem Spiel wirkt, ist nicht die emphatische Aufregung der einheimischen Schauspieler oder der historische Hintergrund an sich, sondern nur die geschickte Art, mit welcher derselbe zur Hebung der Handlung ausgenutzt wird. Wenn vor dem Rathause die Böller krachen, wenn in die Pause des Dialogs die Glocken der nahen Jakobskirche in ehernem Läuten zusammenschlagen, um den Höchsten zur Hilfe zu rufen gegen den von allen Seiten anstürmenden Feind, da scheint die Dichtung in Wirklichkeit überzugehen. Ist das Stück zu Ende gespielt, so sammeln sich all die Beteiligten, Freund und Feind, Ratsherr und Landsknecht, Henker und Troßmagd, Marschall und Gemeiner, um in langem festlichem Zuge hinauszuziehen durch die Stadt auf eine freie Wiese vor der Mauer, wo das Lager aufgeschlagen wird. Da entfalten sich unter den blütenschweren Obstbäumen bunte Bilder in phantastischer Farbenpracht. Mit genauer Sorgfalt ist jedem Teilnehmer seine Rolle zugeteilt und sein Kostüm zugewiesen. So erwacht das Landsknechtsleben des Dreißigjährigen Krieges plötzlich von neuem, und wenn auf den langen Tonpfeifen sich der Rauch kräuselt, in harmlosem Übermut und zum naiven Entsetzen verblüfft starrender Ladys eine gutgespielte Posse getrieben wird, denkt der Zuschauer an des Grimmelshäusers abenteuerliche Geschichten, an Meister Wilhelm Diezens Marodeurbilder, und angesichts der im Hintergrund ernsthaft genug dreinschauenden Stadtmauern, der Feldschlangen und Feldstücke glaubt er an das Wiedererstehen der Vergangenheit. Bunter Schein wird Wahrheit.

Bunter Schein wird Wahrheit? Ist das nicht ein Vorwurf, der sich am Ende gegen die allgemeine Freude an Rothenburg, der im zwanzigsten Jahrhundert noch immer mittelalterlichen Stadt, richten könnte. Der auch in dieser Dar-

stellung, deren absichtlich begeisterungsfreudige Stimmung keineswegs geleugnet werden soll, die subjektive Absicht unwillig bemerkte? Um die zweite Hälfte des vermeintlichen Tadels vorwegzunehmen, sei ruhig gesagt: Über eine Stadt wie Rothenburg läßt sich überhaupt nicht objektiv schreiben, es wäre denn der Schreiber ein ganz vertrockneter und verknöcherter Bücherwurm, der nur nach alten Schmökern und vergilbten Akten herumschnüffelt und ohne Augen im Kopf, ohne ein raschschlagendes Herz im Leibe seinen öden, staubigen Lebensweg gebückten Hauptes mit gekrümmtem Rücken daherschleicht. Rothenburg ist vielmehr eine köstliche Umwelt für den Dichter, dem der betäubende Fliederduft über die Stadtmauer zuruft, „daß er was sagen solle". Der aus der entzückenden Stille des Burggärtleins, wo die Amseln mit ihren hellen Liedern die einzigen willkommenen Störenfriede sind, zögernd und behutsam vortritt an die Brüstung und dort lange schweigend hinausschauen kann zu den weichen Linien der niederen Hügel, deren ährengekrönter Schopf im sonnigen Dunste flimmert, zu dem alten Kirchlein von Dettwang, das mit den hellen Häusern zur Seite tief unten im Tale liegt, zu dem blumenübersäten Wiesenteppich und den kleinen Gehöften. Da bietet sich ein schöneres Bild nach dem anderen, von der Senkung der Stadtmauer im Osten am „Kappenzipfel" zu der wunderlichen Doppelbrücke, von Bürgermeister Topplers einstmals rosenumgebenem Schlößchen und dem breiten Lindenbaum zu der alten Mühle, die seit Jahrhunderten ihr einförmiges Geklapper hören läßt. Und alle diese einzelnen Teile des Bildes verbindet ein schmales silbernes Band, das in unzähligen Windungen und Verschlingungen gelegt ist, das Tauberbächlein, das in lustigen Sprüngen daherplätschert. Nur wer hier mit angehaltenem Atem zu lauschen versteht, wird die Sprache der Vergangenheit ebenso eindringlich vernehmen wie in den engen Gassen der Stadt.

Beides gehört streng zusammen. Wo die Natur sich so wundersam, so unabsichtlich als Zusammensteller künstlerischer Motive gibt, darf sie gefeiert werden. Und da versagen dem Chronisten die Worte. Nur mit der kühnen und freien Sprache des Dichters kann Rothenburg würdig geschildert werden. Die unabsichtliche Zusammenstellung künstlerischer Motive, bewirkt durch eine seit Jahrhunderten gemeinsame und innige Verbindung des Stadtbildes, das sich von modernen Zutaten rein erhalten hat, mit der landschaftlichen Schönheit der umgebenden Natur: mit diesen Worten sei versucht, den Charakter der alten Reichsstadt zu fassen. Hierin liegt Rothenburgs Herrlichkeit, sein Ruhm und seine Anziehungskraft begründet. Mit Absicht wurde das hier vielleicht erwartete Wort „malerisch" vermieden. Denn es trifft nur die Hälfte von dem, was uns Rothenburg sagt. Nicht der Maler allein, sondern der Maler erst Hand in Hand mit dem Dichter, sie können des geheimnisvollen Zaubers inne werden, sie können versuchen mit ihm auch andere zu bannen. Aus diesem Grund sei der freie Schwung der Darstellung da erlaubt, wo es sich nicht um Chronistenpflichten handelt, die der persönlichen Färbung sich zu enthalten haben. Und so ist es, wenn wir Rothenburg betrachten, wie es täglich aussieht, kein bunter Schein, den es uns zeigt, sondern Wahrheit, aber Wahrheit, die durch bunten Schein ihr künstlerisch bedeutsames Relief erlangt, Wahrheit, die durch bunten Schein, durch die Phantasie, ihren Eindruck zu festigen, zu steigern und zu verinnerlichen die Kraft hat.

Denn Rothenburg — und das ist ein wichtiges Kriterium für seine künstlerische Wirkung — hat bisher noch nicht von der barbarischen Grausamkeit der modernen Restaurierungssucht zu leiden gehabt. Es erfreut sich auch keiner städtischen Verwaltung, die sich in allzu übertriebenem Kunstbedürfnis, oder von anderen praktischen Gründen bewogen hochwohlweise entschließt, jeden freien Platz durch ein ganz bedeutungsloses Denkmal zu verunstalten. Der schon genannte Verein „Alt-Rothenburg" hat bei einzelnen Bauten, die in bedrohlicher Weise die schönsten Teile der Stadt durch einen modernen Stil gefährdeten, sein Veto eingelegt. Aber leider konnte es auch seiner vorsorglichen Fürsprache nicht gelingen, da und dort bauliche Mißgriffe zu verhindern. Gewiß sind einzelne Bauwerke von größter Schönheit rettungslos dem Untergange verfallen wie so mancher verwitterte Palast Venedigs, dessen Zusammenbrechen Byron ahnend besungen hat. Ängstlich schaut das Auge auf zu einem mühsam durch eiserne Haken gestützten altersschwachen Bogen, zu einem nur durch die Güte des Nachbarhauses gehaltenen Giebel, es betrachtet die Risse und Senkungen in den Mauern, das Fehlen der Ziegel und Schindeln auf manchem Dache. Dennoch möge Rothenburgs Zukunft dem Los des uns glücklich in alter Schönheit geretteten Heidelberger Schlosses gleichen! Möge keine verwegene Hand in lächerlichem Erhaltungstrieb an die verwitterten Bauten der Stadt greifen! Und wenn die Stunde schlägt, besser ehrenvoller Untergang als unkünstlerische, unwahre Halbheit. Ist es überhaupt schon ein Wunder zu nennen, daß trotz der vielen Zwischenfälle, die durch die unruhigen Kriegszeiten des sinkenden Mittelalters und der einbrechenden Neuzeit, trotz Brand und Plünderung dennoch der Typus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts bei den Bauwerken Rothenburgs so stilrecht sich erhalten konnte. Wenn auf der einen Seite für die Bewahrung dieser Denkmäler — wir wollen die gesamten Bauten Rothenburgs mit diesem einen ehrenvollen Namen umfassen — die Seßhaftigkeit des Patriziats und der Bürger spricht, so wird doch der noch heute verhältnismäßig gute Zustand der öffentlichen Gebäude der Solidität des Baumaterials verdankt,

aus dem sie aufgeführt wurden, dem feinkörnigen schöngefärbten Sandstein, den die nahe Umgebung lieferte, und der in mächtigen Quadern geschichtet, von denen jeder mit dem Nachbar durch eiserne Klammern verbunden ist, auch das Aufsteigen der Häuser zu verhältnismäßig großer Höhe verstattete. Von ganz besonderer Güte ist der Stein gewesen, der aus den Brüchen von Gailnau für den Rathausneubau herbeigeführt wurde, und von der erstaunlichen Festigkeit des Rathausturmes, der „wie ein Baum zusammenwuchs und gleich einem solchen bei heftigem Sturme zu schwanken beginnt", weiß manche Chronik zu berichten.

So darf unsere Generation getrost ihr Eigentumsrecht und ihre Freude an dem nicht restaurierten Rothenburg auf Kinder und Enkel übergehen lassen, wenn auch ein unglücklicher Zufall einmal einen Turm dem Schicksal des Campanile von San Marco folgen heißt. Und selbst wenn wir den Nutzen einer Restaurierungsarbeit vielleicht anderswo einsehen wollten, bei Rothenburg ist sie noch aus einem weiteren Grunde gänzlich abzulehnen. Was Rothenburg bietet, das ist eben sein wohlerhaltenes Stadtbild und nichts anderes. Rothenburg hat nicht wie Nürnberg und Bamberg, wie Augsburg und Regensburg große Künstler hervorgebracht, deren Werke der Vaterstadt zur Ehre gereichen und ihren Namen weithin berühmt gemacht haben. Das ist das Seltsam-Bezeichnende für Rothenburg, daß mit einer einzigen Ausnahme — dem Ratsbaumeister Leonhard Weidmann — wirkliche Künstler gar nicht in seinen Mauern gewohnt haben, daß, wenn man ihrer bedurfte, ein Ruf nach auswärts erging. So sind Friedrich Herlin und Tilmann Riemenschneider gekommen und Wolf Löscher, der Nürnberger Ratsbaumeister, der auch am Rothenburger Rathaus gebaut hat. Eine höchst merkwürdige Beobachtung, und auch deshalb wichtig, weil gerade die Abwesenheit künstlerischer Elemente sicherlich dazu bei-



Das Spitaltor

getragen hat, den konservativen Charakter Rothenburgs zu festigen. Von einer städtischen Kultur in dem hohen Sinne, den Nürnberg in jeder Beziehung, in wissenschaftlicher wie in künstlerischer, besaß zu Dürers und Jamnitzers, zu Pirkheimers und Camerarius' Zeiten, darf schlechtweg nicht die Rede sein. Rothenburg war in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, vor seinem Rathausbau, nichts anders als eine der vielen kleineren deutschen Reichsstädte, berühmt allein wegen seiner befestigten, wohlzuverteidigenden Lage und wegen seines auch heute noch deutlich an Jerusalem erinnernden Stadtbildes. Es ist dies eine ganz augenfällige, viel zu wenig beachtete Tatsache, die durch die Chroniken, Akten und Urkunden im Rothenburger Stadtarchiv vollauf bestätigt wird. In dem kleinen Faszikel, in welchem die Angelegenheiten der Maler zusammengeheftet sind, ist nur die Rede von Bittgesuchen, die eingewanderte beschäftigungslose Maler und Kunterfetter einreichen, weil ihnen die ungelernten und ungeschickten Glaser ins Handwerk pfuschen, so daß sie in ihrer Not in Oehringen und Waldenburg um Aufträge bitten müssen. Ja, als ein Ingolstädter Goldschmied sich wegen Einfalls der Pest beim Rat erkundigt, ob er vielleicht in Rothenburg Aufnahme und Aufträge finden könne, da erhält er den schlichten Bescheid, falls man solchen Geschäftes Meister brauche, so wende man sich nach auswärts. Als später die Verarmung der Stadt eingetreten und gleichzeitig in Nürnberg das Aufbrechen künstlerischer Blüten durch die Schwere der Zeiten ausgeschlossen war, vermißten die Bürger von Rothenburg, die gleichmäßig ihrem Tuch- und Wollgewerbe nachzugehen gewohnt waren, höchstens den Prunk, mit dem sie hochmütig auch Werktags einherzustolzieren liebten. Ihr Rathaus, ihre Kirchen und Klöster, ihre Familienhäuser standen, manche alte Familie zog nach dem fleißigeren Nürnberg. Für die Zurückgebliebenen, die ihren Herrgott einen

guten Mann sein ließen, war Platz genug vorhanden. So ging es nicht mit Grazie, sondern mit Stumpfsinn ad infinitum durch das ganze achtzehnte Jahrhundert durch, an dessen Ende erst kleine, aber bemerkenswerte Änderungen im französischen Sinne an einzelnen neuerbauten Häusern vorgenommen wurden. Während der Edelrost den Rathausturm färbte und die holzgetäfelten Decken immer tiefer erdunkelten, folgte sich Generation auf Generation, alles tüchtige, treffliche Männer von altem Schrot und Korn, verwandt und verschwägert alle miteinander, aber wohlgemerkt, stets in entsprechenden Rangabständen. Im Jahre 1763 reitet ein preußischer Leutnant mit 35 Husaren ein und bringt es fertig, 30000 Gulden Brandschatzung mitzunehmen, ohne eine Spur von Widerstand zu finden. Ein kurbayrisches Jägerbataillon macht ohne Schwertstreich der Souveränität der alten Reichsstadt ein Ende.

Was wir also mit dem Worte Kultur fassen, hat Rothenburg immer gefehlt. Gott sei Dank, daß es so war. Denn zwischen der Gegenwart und der Zeit, wo Rothenburg gebaut wurde, liegen Jahrhunderte, deren Menschen natürlich nicht mit unseren Augen die Stadt sahen. Menschen, denen nichts daran lag, da sie ihr Auskommen hatten, den Kasten voll Reichstaler zu füllen, die ihren Urväterhausrat brauchten und nutzten, weil er gerade einmal so da war. Bieder und freundlich saßen Bürger, Apotheker und Pfarrer zusammen, und nachdem in der Ratstrinkstube, die schon längst ihre Pforten geschlossen hat, der rauhe Trinkkomment auf Befehl der Obrigkeit einem sittsamen Benehmen gewichen war, da freute sich männiglich beim Abendschöpplein des Gesprächs von Krieg und Kriegsgeschrei. Wir werden ihn noch näher kennen lernen, den wackern Rothenburger Bürger. Für die Kunst und für die Gelahrtheit hatte er wenig übrig, und wenn gar einer sein Söhnlein nach absolvierter Lateinschule

nach Altdorf oder nach Würzburg schickte, um einen würdigen Geistlichen oder einen kundigen Kreisphysikus aus ihm werden zu lassen, so ward er mit Verwunderung betrachtet. Drum konnte sich auch an die drei Brüder Zahn, die lustigen drei Hagestolzen und Musici, die nach ihren Preisfahrten im Schlößchen von Hohbach im Taubertal ein grimmiges Nimroddasein führten, mancher Schwank heften. Die hatten freilich die Welt gesehen und konnten sich ins Fäustchen lachen. Aber diese reichsstädtisch rothenburgische Stabilität hielt den Körper gesund, die gute Rasse wurde nicht durch fremdes Blut gemischt, und so gehörte ein nestorhaftes Dasein in Rothenburg nicht zu den Seltenheiten. Fortschrittliche Ansichten fanden taube Ohren, neue Erfindungen gerunzelte Stirnen. Und wenn sich der Sohn vom Vater höchstens durch das geringere Maß von Puder unterschied, den Zopf trug auch er mit Stolz als Zeichen seines Bürgertums. Wir Epigonen haben ihnen zu danken, denn durch ihr fortschrittsfeindliches Wesen haben sie ohne es zu ahnen uns das Kleinod ihrer Stadt bewahrt. Ihre Kulturgleichmäßigkeit, richtiger wohl das kulturell Latente in ihrer Lebensauffassung und Lebensbetätigung, das unbewußt Traditionelle, das die alten Rothenburger auszeichnet, sei weit höher angeschlagen als das Schöngeistige, Reformatorische, Modernisierende, das allenthalben sonst mit der guten alten Zeit schleunigst aufräumte.

Dieses unveränderliche bescheidene Gleichmaß Rothenburger Kultur gibt natürlich kaum die Möglichkeit, es historisch auf Herz und Nieren zu prüfen. Es ist ebenso fest und ebenso alt wie der Stadtmauerturm, dessen Höhe seiner Tiefe im Innern der Erde gleichkommt. Vielleicht liegt hier ein Grund vor dafür, daß Rothenburg in unserer hypermonographischen Zeit so lange ein Stiefkind blieb. Die Literatur über Rothenburg ist ganz merkwürdig gering. Außer der kleinen,

aber vorzüglichen Chronik, die vor wenigen Jahren Pfarrer Weigel verfaßt hat, gibt es nur eine Reihe liebenswürdiger Feuilletons und erst aus letzter Zeit einige wertvolle Architekturaufsätze. Was Bensen und Winterbach vor mehr als einem halben Jahrhundert zusammengestellt haben, das bedürfte einmal einer gründlichen Ergänzung. Die historische Einzelforschung hat sich in den letzten Jahren mit wachsendem Erfolg an die systematische Durchnahme bestimmter räumlicher Bezirke gemacht, und dabei Hand in Hand gearbeitet mit den Orts- und Provinzvereinen, welche die Sichtung und Veröffentlichung von Archivprodukten und Chroniken ihrerseits veranlassen. Gerade das städtische Archiv in Rothenburg, aus dem allerdings manches wertvolle Stück ins Staatsarchiv nach München, ins Kreisarchiv nach Nürnberg verschleppt worden ist, bietet in der Unberührtheit seiner würdigen Pergamene emsigen Suchern die Aussicht auf reiche Beute. Aber wer bei den Anforderungen, die wir heute an große geschichtliche Arbeiten stellen, die dankenswerte Aufgabe übernimmt, das Buch über die alte Reichsstadt Rothenburg von der Zeit der keltischen Ansiedelungen bis auf die Gegenwart zu schreiben, wird eine Reihe von Jahren zu tun bekommen. Um so sicherer darf er seines Lohnes sein. Und so seien diese Zeilen, die als persönlich empfundene Einführung einer Reihe von flüchtig gehaltenen Schilderungen gelten wollen, geschlossen mit dem Wunsche, daß dem entdeckten Rothenburg noch nachträglich ein Kolumbus beschieden sei.



„Die Gegenwart verführt ins Übertriebne.
Ich halte mich viel lieber ans Geschriebne."
Faust II.

Im Wandel der Zeiten.

ie Absicht, Rothenburg und seine Denkmäler in einer ernsten Monographie zu behandeln, hat schon vor 350 Jahren bestanden. Es ist nur ein Unglücksfall schuld daran, daß die Stadt nicht von einem unserer gelehrtesten Humanisten beschrieben worden ist. Wie ein Bericht des äußeren Rates kündet, ist „vf Montag am Tag Leopoldi der do gewesen ist der fünfzehndt Tag dieses jezigen Monats Novembris" — im Jahre 1557 — „nechstverschienen zu Abendzeit der ehrwürdig und hochgelehrte Herr Casparus Bruschius poeta laureatus vnnd derzeit Pfarrherr zu Bettendorf hiehero in vnnser Statt khomen vnnd sich bei Unns angezaigt mit Vermeldung wie er darumb hieher

khomen vnnd erschienen, des er willens were, Unns vnd gemainer Unnser Statt zu sondern Ehr vnnd Gefallen, vnnserer Statt auch derselben einwesender Clöster alte historia vnnd monumente zu beschreiben und zu besichtigen vnnd dasselbig in ein Buech so er auszulassen willens zu pringen ....“ Kein geringerer als der berühmte Historiograph Caspar Brusch, der Verfasser der Geschichte der Würzburger Bischöfe, wollte demnach über Rothenburg arbeiten. Im bescheidenen schwarzen Wams, den Degen streitbar zur Seite, das Notizbüchlein in der Tasche, wie er dem Bericht nach in Rothenburg ankam, unterscheidet er sich nur durch seine Wehr von dem modernen Gelehrten, der sich heutigentags dafür mit dem photographischen Apparat waffnet. Dem armen Brusch hat freilich sein ritterliches Schwert nichts genützt. Als er geehrt und als illustrer Gast der Stadt behandelt wieder heimwärts kehren wollte nach seinem oberpfälzischen Pfarrdorf, um seine Beobachtungen niederzuschreiben und vielleicht gar der erste Herausgeber einer Serie von Städtebeschreibungen zu werden, da sang er noch recht vergnüglich:

„Sieh mit Fleiß Rotenburg an,
Ein Statt in Franken lobesan,
Wo sich durch ein sehr edel Thal
Die Tauber abwärts windt ein Saal.
Der alten Franken ist das Best
Dereinst an diesem Ort gewest .....“

Und weiter:

„Diese Ehr dich mehr erhoben hat,
O Rotenburg, du edle Statt,
Daß du Gott's Wort und Christi Lehr
Hältst in Würd und hoher Ehr,
... So wirst auch du, wie Jerusalem,
Eine Tochter Zions angenehm,
So wirst auch du auf dieser Erden
Eine selige Statt genennet werden.“

Wenige Stunden von Rothenburg entfernt wurde der gekrönte Dichter überfallen und erschlagen. Der Weitgereiste fand in der Kirche von Steinach sein Grab. Das Buch blieb ungeschrieben, und das bedeutet für Rothenburg und selbst für uns noch einen großen Verlust. Ein Mann wie Brusch, der eine gute Bildung mit einem offenen, naturbegeisterten Blick verband, zugleich frei war von reichsstädtischer Familienparteilichkeit und kleinlich strebenden Nebenabsichten, war vorzüglich befähigt, das Buch über Rothenburg zu schreiben und es subjektiv persönlich zu fassen. Denn alle die Chroniken, die an Stelle eines gründlichen Werkes über Rothenburg nun ergänzend eintreten müssen und bereits von Winterbach, Bensen und anderen Forschern der rothenburgischen Geschichte aus dem alten Schrank des Stadtarchivs hervorgezogen wurden, leiden mehr oder weniger unter den verwandtschaftlichen Verbindungen des jeweiligen Schreibers. Unter den Folianten, die Wernitzer, Eisenhard, Rösch, Göttlingk, Erhard, Albrecht, Bezold und andere Rothenburger Bürger verfaßt haben, läßt, kritisch gesehen, auch die Übereinstimmung bei historisch keineswegs feststehenden Tatsachen ihre Abhängigkeit voneinander und darum die Notwendigkeit, sie nur mit Vorsicht zu benutzen, erkennen. Das Wichtigste haben Bensen und Weigel herausgeholt, und bevor nicht umfassende archivalische Veröffentlichungen erfolgt sind, muß eine Übersicht über Rothenburgs Schicksale im Wandel der Zeiten auf diesen Arbeiten allein fußen. Drum sei das Studium dieser Bücher dem empfohlen, der in der Wesen Tiefe trachten will, um zu den knappen, auseinandergerissenen Daten und Notizen dieses Kapitels den sorgsam sich schlingenden Faden zu sehen. Einen kurzen geschichtlichen Überblick etwa ganz wegzulassen und lediglich auf die genannten Bücher zu verweisen, wie man erwarten könnte, erschien untunlich. Denn Rothenburgs Geschichte wird uns nicht allein

von würdigen Pergamenen, sondern deutlicher noch von den lebendigen Wahrzeichen seiner Vergangenheit, den Mauern und Türmen, überliefert.

Woher der Name „Rothenburg“ kommt, darüber haben sich verschiedene Ansichten gebildet. Weil in der Abendsonne die hellen Ziegel der hochaufstrebenden Dächer mit intensiv leuchtendem Rot sich färben, drum glaubt man, von der roten Burg sprechen zu dürfen, während „Burg der Roden“ (urkundlich **1144**: Rodenburch) ein wissenschaftliches Recht zu behaupten versucht. Auch über die Gründung der Stadt werden mancherlei Historien berichtet. Eines scheint gewiß zu sein. Nach den Zeiten der Völkerwanderung haben an der Tauber, die ganz gut politische und sprachliche Grenze zugleich gewesen sein kann, slawische und keltische Niederlassungen bestanden, vereinzelt und auch wohl ohne gemeinsame Einigung; ferner läßt der flußabwärts bei Tauberburgstall gelegene große Ringwall auf das einstmalige Vorhandensein einer größeren Ansiedlung, zu deren Schutz er errichtet war, schließen. Und wie der Name der Rothenburg mythisch erklärt wird, hat sich die Sage auch ihrer Gründung bemächtigt. Vor über einem Jahrtausend schon sind die mächtigen Quadern geschichtet worden, deren Reste in der Kapelle des Burggärtleins erhalten sind. War doch die Lage für die Anlage eines starkbefestigten Schlosses wie geschaffen. Auf dem Vorsprung, der sich von der Hochebene, auf welcher die jetzige Stadt gelegen ist, westlich stark hinausschiebt und nach drei Seiten jäh abfällt in das Taubertal, konnte eine für mittelalterliche Zeiten schier uneinnehmbare Feste erstehen. Von diesem Platze aus, der heutigentags von den stillen Anlagen des Burggärtleins eingenommen wird, hat sich nach und nach die Stadt Rothenburg entwickelt. Ob nun der Frankenherzog Pharamund die Ur-Rothenburg gegen die Alemannen oder der Thüringer Herzog Radulf sie gegen die



Das Klingentor

Slawen baute, kann gleichgültig sein. Erst die Ausbreitung des Christentums, die in diesen rauhen waldigen Gegenden ebenso langsam vor sich ging wie weit früher ein römischer Kolonisationsversuch, erst die ebenfalls legendenumsponnene Gründung des Bistums Würzburg, das mit den Rothenburger Herren und Mannen in Verbindung trat, vermögen schwache historische Beziehungen zu Rothenburg aufzuweisen. Wenn auch der Wunsch, den heiligen Gumbert zum Grafen von Rothenburg zu machen, sich als ein vergeblicher zeigt, darf doch angenommen werden, daß nach der neuen Gaueinteilung des Reiches unter Kaiser Karl dem Großen entweder auf dem Burgvorsprung oder auf einer Nachbarburg, etwa dem „Essigkrug" (der Anhöhe zur Linken der Rothenburg), Gaugrafen residierten, die in Rothenburg als an einer Stelle, wo zwei Gaue — der Merlach- und Rangau — zusammenstießen, besondere Gewalt besaßen. Hartnäckig erhält sich an der Spitze aller Rothenburger Chroniken die Angabe, daß Herzog Konrad von Franken, deutscher Kaiser von 911 bis 918, seinen Sitz in Rothenburg gehabt habe. Zu dieser Zeit fielen die Hunnen ein, so daß eine starke Besetzung der Gaugrenze glaubwürdig erscheint. Am Anfange des 12. Jahrhunderts werden urkundlich drei Grafen von Rothenburg als Brüder und Besitzer des Schlosses Comburg genannt, das sie als Kloster in eine Stiftung verwandeln. Das Testament dieser letzten Rothenburger alten Grafen schließt auch Rothenburg in die Schenkung ein. Diese Gabe wurde nicht vom Kaiser bestätigt. Heinrich V. belehnte vielmehr im Jahre 1116 den Sohn seiner Schwester, Herzog Konrad von Schwaben, förmlich mit Rothenburg und seiner Herrschaft.

Anderthalb Jahrhunderte blieb nun Rothenburg im staufischen Besitz, nachdem Lothar von Sachsen das Lehen als solches bestätigt hatte. Als nach Lothars Tode Konrad Kaiser geworden war (1137—1152), hielt er zu Rothenburg

Hof und erbaute hier die vordere Burg oder Reichsfeste. Die alte Gaugrafenburg überließ er besonderen von ihm eingesetzten Vögten, die aus dem Geschlechte der Nordenberger stammten. Damals bedingte die Anwesenheit des kaiserlichen Hoflagers die Anlage von Stallungen, Wirtschaftsgebäuden und Höfen. Die Stadt Rothenburg in ihren frühesten Anfängen muß in diesen Gebäuden gesucht werden. Wir werden später, sobald es sich darum handeln wird, das allmähliche Wachsen Rothenburgs und die Veränderungen und Erweiterungen seines Stadtbildes zu erkennen, auf diese Tatsache zurückkommen müssen. Während nun an der kaiserlichen Burg diese wichtigen Bauten erstanden, siedelte man das Gesinde im Taubergrunde an, und so ist Dettwang, das schönste Dörfchen des Taubertales, dessen uralte Kirche aus schattigen Linden heraussieht, noch vor Rothenburg erbaut worden (diot-wang, Volkswiese). Kaiser Konrad weilte gern in Rothenburg, wo er sein Söhnlein, Herzog Friedrich, das in der Geschichte den Namen „das Kind von Rothenburg" führt, häufig besuchte. Als er frühzeitig starb, wurde des Herrschers Neffe, Friedrich der Rotbart, zum Kaiser gewählt. Dem kleinen Friedrich blieben die fränkischen Besitzungen ausdrücklich vorbehalten. Die Belehnung mit denselben erfolgte mit großer Prachtentfaltung zu Würzburg 1156, und in Rothenburg sammelte Herzog Friedrich von Franken und Schwaben die 600 Mannen, mit welchen er seinem kaiserlichen Oheim bei der Belagerung Mailands zu Hilfe kam. Friedrich war das Ideal des mittelalterlichen deutschen Herzogs und Ritters. Die Chroniken stimmen in seinem Lob überein. Er ist der echteste Sproß des stolzen Stammes, aus dem er erwuchs, und als er bei der Belagerung Roms die Peterskirche stürmte und am Altar sein Banner aufrichtete, da blickte die ganze deutsche Ritterschaft, die mit ihm sogleich der wütenden Pest erliegen sollte, bewundernd auf den Rothenburger.

Erst 1184 hat Kaiser Rotbart, der jetzt selbst das Erbe seines Neffen antrat, Rothenburg wieder hergegeben. Auf dem Reichstage zu Mainz belehnte er seinen dritten Sohn Konrad und später den jungen Philipp von Schwaben. Sein Enkel Konrad IV., der Vater des unglücklichen Konradin, verpfändete die Stadt Rothenburg an den Grafen von Hohenlohe. Unterdessen war aber die Stadt bereits mit den Rechten einer freien Reichsstadt feierlich begabt worden. Wiederum fehlt hierüber der urkundliche Ausweis, und die Chroniken behelfen sich mit der Angabe, das Privelegium sei beim ersten Rathausbrande verloren gegangen. Nach dem frühen Tod des jungen Friedrich in Italien kam der Rotbart selbst im Jahre 1171 nach Rothenburg. Für das folgende Jahr geben die Chronisten den Namen Wernitzers als den des ersten Bürgermeisters von Rothenburg an. Wahrscheinlich hat Friedrich I. zur Sicherung der Vogtgewalt und zur Erhöhung der Rechte, die dieser im Namen des Kaisers ausübte, die außerhalb der Burgen liegenden Ansiedlungen mit dem Weichbildrecht belehnt und die neue Stadt zur Reichsstadt gemacht. Wir dürfen also das Jahr nach dem Aufenthalt des Kaisers (1172) zum Geburtsjahr der Stadt Rothenburg erheben, und dieses Jahr ist auch der Überlieferung gemäß noch lange Zeit gefeiert worden.

Genau ein Jahrhundert später hat Rudolf von Habsburg, nach dem Herrentum der Staufer der erste fortschrittlich gesinnte Kaiser, unter die vielen Reichsstädte, die er mit besonderen Privilegien und Vergünstigungen bedachte, auch Rothenburg aufgenommen. Angesichts dessen, daß der Kaiser, wie es wörtlich heißt, „das Geschoß der reinen Treue, der treuen Reinheit Trieb, welchen unsere geliebten getreuen Bürger in Rothenburg sichtlich gegen Uns und das römische Reich hegen", gar gütig wahrnahm, erließ er am 15. Mai 1274 ein aus neun Punkten bestehendes Edikt, das den rechtlichen

Schutz der Rothenburger im Inneren der Stadt und gegen äußere feindliche Verletzungen sowie das Verhältnis der Besteuerung durch die kaiserlichen Beamten regelte. Gleichzeitig wurden die Vögte, die über Stadt und Landvogtei von Rothenburg gesetzt waren und die bisher durch Belehnung ihr Amt empfangen hatten, zu formell absetzbaren kaiserlichen Landrichtern gemacht. Wie erwähnt, stammten sie einstens aus der Familie der Nordenberger und besaßen die alte Gaugrafenburg oder Hinterburg als Eigentum, wie auch die Herrschaft Nordenberg. In früher Zeit wurden sie noch „ministeriales“ genannt. Nunmehr bilden sie ihr Amt zu einer Art von höfischem Erbamt, dem des Reichsküchenmeisters, aus, das ihnen Kaiser Karl IV. in der Goldenen Bulle bestätigt hat. Doch ist das Geschlecht bald ausgestorben, und das Amt wandelte sich zu einem Titel, der auf andere adlige Familien überging. Zum kaiserlichen Landrichter wurde der Landvogt in Franken bestimmt.

Es ist nicht Aufgabe dieser Schilderung, zu berichten über die juristisch sehr komplizierte Art der rothenburgischen Verfassung, über die Gegensätze, die sie von den Verfassungen der anderen Reichsstädte unterscheiden, über die Schwierigkeiten, unter welchen sie sich bildete nnd ergänzte, oder über die Streitigkeiten, die bei dieser Bildung bestimmend eingewirkt haben. Als Recht in Rothenburg galt ein Traditionelles, dessen Gesetze nach und nach in dem von Bensen logisch richtig „Willkürenbuch“ genannten Bande aufgezeichnet waren, zu welchen dann (1382 und 1455) Statutenbücher kamen. Diese Verfassung beruhte durch die Stellung und Herrschaft der Geschlechter, die von den Oberhäuptern und angesehenen Mitgliedern der eingesessenen Bevölkerung abstammend, sich auf Grund erblichen Land- und Hofbesitzes bildeten, auf einer streng konservativen Regierungsform, die erst sehr spät die Teilnahme der Zünfte an der Regierung zuließ. Man hat

mit Recht darauf hingewiesen, daß die etwas abgelegene Lage von Rothenburg das Entstehen und lange Bestehen einer solchen aristokratischen Verfassung gefördert hat. Die Bürger der Stadt, eben jene Eingesessene, schlossen sich zusammen zur ratsfähigen Gemeinde, die später innerer oder ehrbarer Rat genannt ward. Die Handwerker, die das Bürgerrecht erhielten, treten dann in den äußeren Rat. Aber volle zwei Jahrhunderte vergingen, ehe eine halbwegs zufriedenstellende Klarheit in den konstitutionellen Fragen Rothenburgs entstand, ehe die harte Mauer des Patriziats durch das unablässige Sturmlaufen der eine endliche Gleichberechtigung anstrebenden demokratischen Elemente eine Bresche empfing.

Unterdessen hatte Rothenburg sich der ständigen Gnade des Kaisers zu erfreuen, und das Ansehen der Stadt konnte, gestützt auf zahlreiche Beweise einer solchen Gunst, am Ende des 14. Jahrhunderts sich auf eine machtvolle Höhe schwingen. Auf ihren Reisen durch das Reich wandten sich die Herrscher mit Vorliebe zu der kaisertreuen Stadt, und die mit großer Verschwendung und Prachtentfaltung gewährte Aufnahme lohnten sich durch Steuernachlaß und andere schätzenswerte Vergünstigungen. Verdankte man Kaiser Albrecht die Genehmigung zu wichtigen äußeren baulichen Veränderungen, gab Ludwig der Bayer, auf dessen Seite sich Rothenburg bei einem Streit gegen Friedrich den Schönen von Österreich klug gestellt hatte — bei Mühldorf haben Rothenburger Fähnlein neben dem blau-weißen Banner gekämpft — die politisch höchst vorteilhafte Erlaubnis, Bündnisse zu schließen, und Karl IV. regelte die Steuerangelegenheiten der in Rothenburg frühzeitig angesessenen Juden zugunsten der Stadtgemeinde. Unter seiner Regierung vermehrten sich die vom Kaiser ausgestellten Freibriefe von 13 auf 28. Als infolge eines heftigen Erdbebens 1356 außer einem Teil der Stadtmauer und verschiedenen Toren die alte Burg in Trümmer

stürzte, da gab Karl nach einigem Widerstreben und nachdem die Stadt die Gerechtsame des Adels übernommen hatte, seine Rechte an den Schuttresten auf, sah von einem Neubau ab und verlangte nur Wiederherstellung der Blasiuskapelle, die uns also heutigentags allein von der alten Kaiserburg übriggeblieben ist. Das Landgericht, das zuerst im Freien abgehalten wurde, bis man über ihm das kleine, in das Stadtwappen Rothenburgs übergegangene Dach errichtete, verlor seine politische Bedeutung dadurch, daß es der Kaiser an Rothenburgs Bürger verpfändete, das von 1416 an nur mehr Einheimische als Reichsrichter bestellte. Im Inneren gefestigt durch Verfassung und Wohlstand, nach außen geschützt durch die anerkannte und mit einer gut organisierten Besatzung wohlverteidigte Stellung als freie Reichsstadt, konnte Rothenburgs Stimme in den zahlreichen Fehden zwischen den Städten und dem Adel gewichtig und mehrfach ausschlaggebend mitsprechen. In dieser glänzenden Stellung fehlte ihr nun nichts mehr als der Mann, der, als Staatsmann wie als Krieger gleich bedeutend, das Erreichbare und Mögliche in die Tat umzusetzen vermöchte. Der als ein organisatorisches Talent die Umwandlung der Reichsstadt in eine große mit Gewinn tätige Handelsstadt zu bewerkstelligen imstande wäre und dabei den diplomatischen Instinkt eines Macchiavell und die rücksichtslose Unbedenklichkeit eines Cesare Borgia energisch betätigen könnte. Wenn wir die Verhältnisse, die in Florenz in der Mitte des Quattrocento geherrscht haben, vergleichen mit der Lage der Dinge, wie sie sich ein Menschenalter früher in Rothenburg entwickelten, werden wir eine überraschende Ähnlichkeit finden, die höchstens bei der deutschen Stadt in bezug auf die wirtschaftlichen Bedingungen selbstverständliche Einschränkungen zu erfahren hat. Hier wie dort ein städtisches Gemeinwesen, in dessen Machtbereich bestimmte Familien durch Generationen hindurch ein Kapital von positivem wie auch

von moralischem Wohlstand angesammelt hatten. Hier wie dort die Notwendigkeit eines Umschwungs, die Sehnsucht nach Verbesserung, in jenen begünstigten Familien der Wunsch nach maßloser Macht. Und hinwiederum hier wie dort zur richtigen Zeit der richtige Mann. Lorenzo von Medici gelang es, dem meuchlerischen Dolche der Pazzi zu entgehen und sich zu einem größeren Autokraten über Florenz zu erheben, als es je einer seiner gekrönten Enkel gewesen ist. Daß Heinrich Toppler, die größte und interessanteste Persönlichkeit, die Rothenburg besessen hat, dem Richterspruch seiner Ratsgenossen zum Opfer fiel, bevor er sich zum unumschränkten Herrscher machen konnte, darf uns nicht hindern, auf die Möglichkeiten hinzuweisen, die ein von ihm über die Stadt davongetragener Sieg wohl mit sich gebracht hätte, zumal bei der besonderen Gnade, in der sich Toppler bei der Majestät des Kaisers Wenzel befand.

Heinrich Toppler ist unstreitig einer der wenigen Männer des deutschen Mittelalters, die ohne jede Schwierigkeit in italienische Verhältnisse umgedacht werden können. Ist er auch vom Holze der großen Landsknechtführer, der Frundsberg, Sickingen, Berlichingen geschnitzt, so zeigt er doch in seiner politischen Wirksamkeit einen mit Verschlagenheit günstig gepaarten Scharfblick, der von der offenen Kampfesweise jener Haudegen merkbar abweicht. Toppler steht historisch da als das vorzügliche Beispiel des echten Renaissancemenschen, eines Condottiere großen Stils wie ein Guido von Montefeltre, den wir uns in allen leiblichen und geistigen Übungen gleich erfahren denken, der die blutbedeckte Turnierrüstung ablegt, um nach dem Arm des Jünglings in der Schlacht des Greisen leuchtend Aug' in der Versammlung zu sein. Es heißt Toppler keineswegs überschätzen, wenn wir ihn so hoch stellen. Für Rothenburgs Geschichte bedeutet seine Erscheinung den Höhepunkt. Von dem Augenblicke an,

wo seine Einwirkung auf die von ihm so ruhmreich geleiteten Geschicke der Stadt aufhört, versinkt diese wiederum im Nebel alltäglicher, überall anderswo ähnlicher Streitigkeiten, in denen kein mächtiger Stratege zur Behauptung der mehr und mehr verloren gehenden Stellung auftritt. Mag Topplers Charakter nicht einwandfrei sein, mag er wirklich, wie die Sage, der seine Person ein dankbares Objekt geworden ist, überliefert, mit dem Nürnberger Burggrafen um den Besitz von Rothenburg gewürfelt und mit anderen Feinden der Stadt hochverräterische Verträge abgeschlossen haben, er bleibt eben doch der einzige, der eine günstige Größe und Macht seiner Heimatstadt planvoll berechnend im Auge hatte. Was Marino Falieri „decapitatus pro criminibus" in der Geschichte der Republik Venedig bedeutet, stellt in der Geschichte von Rothenburg der Bürgermeister Toppler vor. Und wie das Auge, das im Dogenpalast die lange Reihe der Oberhäupter der Inselstadt gedankenlos abläuft, um die schwarze Decke zu suchen, die Marino Falieris Andenken ersticken sollte, wandelt der Rothenburger Chronist flüchtigen Sinnes durch die Geschichte der Stadt, die Leben, Farbe und Bedeutung erst mit dem Eintreten des dramatisch erregenden Momentes gewinnt, das durch Heinrich Topplers Erscheinen aufspringt.

Noch bevor Wenzel zum Kaiser gewählt worden war, hat er bei Gelegenheit eines Reichstages im Jahre 1377 in Rothenburg geweilt, um die fortgesetzten Streitigkeiten zu schlichten, die zwischen den fränkischen Städten und dem fränkischen Adel bestanden. Die bedenklich wachsende Macht der Städte, vor allem des von alters her schel angesehenen Rothenburgs und der nahen schwäbischen Städte, war den umwohnenden Rittern aus Gründen der Sicherheit unbequem, und sie schlossen sich an Eberhard den Rauschebart von Württemberg. Da auch die Bischöfe von Würzburg und Bamberg sowie der Burggraf von Nürnberg als Rothenburgs Nachbarn eine



An der Stadtmauer

weitere Stärkung seines Ansehens fürchteten und bei jeder
Gelegenheit gegen Neuerwerbungen der Stadt, die gerade in
diesen Jahrzehnten durch Abtretungen, günstigen Kauf und
Verleihungen sehr gefördert wurden, und ihre Bevorzugungen
von seiten des Kaisers protestieren zu müssen glaubten, ergab
sich für die Rothenburger die Notwendigkeit, derartige un-
erfreuliche nachbarliche Verhältnisse durch ständiges Bereit-
sein zum Kampf möglichst wenig zu kriegerischen Aktionen
auszunutzen und sich immer angreifen zu lassen, um die si-
chere Verteidigung durch ihre Truppen und die fragliche
Hilfe des Reichstags und des Kaisers für sich zu haben.
Dennoch ist es unglaublich, welche Länge in den Rothen-
burger Chroniken die Übersicht aller der von 1380—1450
geführten Fehden und Absagen einnimmt. Kein Jahr ver-
geht, ohne daß Überfälle und Morde berichtet werden. Topp-
ler paßte vorzüglich in die Unsicherheit der Zeit. Einen ade-
ligen Widersacher, den er fing, ließ er sofort köpfen, un-
gehorsame Hauptleute verfolgte er mit den schärfsten Strafen.
Vermutlich hat Toppler die Beziehungen, die er in der freund-
schaftlichsten Weise mit Kaiser Wenzel unterhielt, schon auf
jenem Rothenburger Reichstag angeknüpft. Als es sich im
Anschluß an diese Tagung um Anerkennung des Städte-
bundes und allgemeinen Landfrieden handelte, ist Toppler
als rothenburgischer Gesandter und Anwalt mehrfach am
Hofe des Kaisers gewesen. Trotz der Niederlage, welche der
Städtebund durch den Württemberger erfuhr und die sogar
die Auflösung des Bundes im Gefolge hatte, trotz einer wei-
teren Niederlage, die eine ganze Zahl von fränkischen Ade-
ligen, alten langjährigen Feinden der Stadt, den Rothen-
burgern zufügte, hielten sie sich mit bewunderungswürdiger
Stärke. Außer den Bauten, die auf sein Geheiß entstanden
und bei deren Beschreibung wir seinem Namen nochmals be-
gegnen werden, ließ Toppler eine Reihe neuer und starker

Befestigungen zum Schutze der Stadt aufführen, deren Vergrößerung auf der Nordseite er ebenso plante wie die Erbauung einer direkten großen Land- und Heerstraße. Für sich selbst erwirkte Toppler vom Rat die Erlaubnis, unterhalb der ehemaligen Burganlage im Taubertal ein festes Schlößlein bauen zu dürfen im gleichen Stil, den vormals die fränkischen Adeligen für ihre Sitze in der Herrengasse nächst der Kaiserburg sich gestattet hatten, und der eine gesicherte Verteidigung erlaubte. Hier hat Toppler auch den Kaiser bei sich zu Gaste gesehen. Aber alle diese Bevorzugungen trugen dazu bei, den Stolz des mächtigen Mannes zu steigern, dessen Vermögen eine Summe überstieg, für die man ganz Rothenburg hätte kaufen können, der in allen Dörfern der Umgegend Höfe und Zinsgenüsse besaß. Wenn er zur Kirche ging, wird berichtet, so gab ihm eine Anzahl der angesehensten Bürger das Geleit. Als nun die politischen Verhältnisse sich änderten, als Kaiser Wenzel abgesetzt wurde, und der den Städtern feindliche Ruprecht von der Pfalz gewählt wurde, da müssen die geheimen Ränke begonnen haben, die mit Topplers Sturze endeten. Der alte Feind Rothenburgs, der Burggraf von Nürnberg, schickte sich an, mit Hilfe des Würzburger Bischofs und einer über 300 Namen einschließenden Menge adeliger Herren auf Rothenburg zu marschieren, das seinerseits dem Marbacher Städtebunde beitrat. Dadurch gelang es, das vereinigte Heer des Adels, das nach der Einnahme von Nordenberg und Entsee zehn Tage vergeblich die Stadt belagert hatte, zum Waffenstillstand und zum Frieden von Mergentheim zu zwingen, welcher das Gebiet der Stadt im alten Umfang erhielt. Trotz dieses letzten diplomatischen Erfolges wurde der Bürgermeister unbeliebt und verdächtig. Briefe wurden aufgefangen, die ein geheimes Einverständnis zwischen ihm und dem abgesetzten Kaiser Wenzel vermuten ließen. Unter sich auf die Unterstützung

Kaiser Ruprechts hoffend, ließen nun die andern Mitglieder des Rats am 6. April 1408 Toppler im Rat selbst gefangen nehmen. Am 13. Juni starb er. Über die Todesart hat wieder einmal die Sage seltsame Einzelheiten festgehalten. Topplers Verwandten sollen ihn durch einen geheimen von der Kaiserburg aus gegrabenen Gang zu retten gesucht, ein armes Judenmädchen ihm zum Dank für einstmalige gute Behandlung Gift zugesteckt haben. Doch ist der Urfehdebrief von Topplers Sohne Jacob erhalten, in welchem deutlich zu lesen steht: „deß wir in gefanguß komen sint und dorumb myn vater ahn sinem leibe leben und ahn dem gute gestrofft ist worden umb solch grosz übel und missetat ich auch also ahn mynem leibe und leben gestrofft solt seyn worden ..." So fiel Heinrich Toppler, der einsichtsvollste und kühnste Geist, der je in Rothenburg gewaltet hat.

Es ist schade, daß eine Persönlichkeit, wie Heinrich Toppler es war, in Rothenburg keinen verwandten Nachfolger gefunden hat. Keiner seiner Mitbürger hatte aus ängstlichem Sinne über die Gefährlichkeit und Kühnheit seiner Pläne ihre weitgehende Bedeutung zu bemerken vermocht, und nunmehr wirkte die Erinnerung an ihn abschreckend, wenn wirklich ein Verwegener es hätte wagen wollen, in Rothenburg einen usurpatorischen Gedanken zu hegen. Die edlen Geschlechter schlossen sich, je mehr von ihren äußeren Vorrechten verloren ging, innerlich stärker aneinander und gestatteten nur selten einem Eindringling den Eintritt. Während das Reich unter der überlangen Regierung Kaiser Friedrichs III. ein recht altersschwaches Dasein führte und der Herrscher sich von den wählenden Kurfürsten vollkommen abhängig machen ließ, galt in deutschen Landen das Fehde- und Faustrecht. Die revolutionäre Erhebung des Bauernkrieges bereitete sich vor. Franken war der ständige Tummelplatz der Händel, bei denen die öffentliche Sicherheit völlig verloren

ging. Rothenburg stand ununterbrochen im Mittelpunkt von Streitigkeiten. Es hatte wenig Nutzen, daß das unter Toppler, wie erwähnt, durch größere Erwerbungen, Nordenberg, Entsee, Gebsattel, ausgedehnte Gebiet der Reichsstadt, das nunmehr in zwei Vogteien (jenseits der Tauber „im Zwergmeyer" oder die große Vogtei, diesseits „im Gay" oder kleine Vogtei genannt) eingeteilt worden war, durch eine Landhege und neun Landtürme gesichert wurde. Drei größere Fehden, die birkenbachische, die gansische und die wertheimische, endeten durch Vergleiche, Unbotmäßigkeiten eines benachbarten Adeligen, Wilhelms von Elm, durch den Sieg der Rothenburger und die Einnahme der Elmschen Feste Ingelstadt, was durch das Volkslied gefeiert wird, der schwerste, von beiden Seiten heimtückisch und blutig geführte Kampf, mit Albrecht Achilles von Brandenburg, nach großen Niederlagen der Rothenburger durch einen ungünstigen Friedensschluß. Erst die zweite Hälfte des Jahrhunderts brachte größere Ruhe. Auf blutige Waffen folgten Gesang und Tanz. Im Jahre 1474 feierte Rothenburg das größte Fest, das jemals in seinen Mauern stattgefunden hat. Freitag nach Lichtmeß zog der Kaiser mit einem prächtigen Gefolge von Fürsten und Adeligen ein, deren hochklingende Namen wir noch heute an zahlreichen Erinnerungstafeln an Rothenburgs Häusern lesen. Einige Tage später kam der König von Dänemark, heimkehrend von einer Pilgerfahrt nach Rom, begleitet von dem Markgrafen von Brandenburg, dem Herzog von Sachsen-Lauenburg und vielen Vornehmen. Vor dem Rödertor fand die feierliche Begrüßung und hernach der Einzug in Rothenburg statt, dessen Ratsherren sich bemühten, die vielen fürstlichen Gäste durch gastfreundliche Aufnahme und Überreichung kostbarer Geschenke nach Gebühr zu ehren. Nach Ablauf einer weiteren Woche ward auf dem Rothenburger Marktplatz die feierliche Belehnung des Königs von Dänemark mit den Herzogtümern

Holstein, Dithmarschen und Stormarn vollzogen, und wieder einige Zeit darauf geruhte der Kaiser, den Rat zur Huldigung zu entbieten, deren Formel vom Margrafen Albrecht vorgesprochen wurde. Es müssen glanzvolle Tage gewesen sein, die Rothenburg damals erlebt hat. Die Chroniken wissen nicht genug zu erzählen von dem Prunk, den der Kaiser entfaltet hat, dessen Erinnerung uns ja auch in meisterhaften Zeremonienbildern der italienischen Renaissancemalerei, in den Fresken des Pinturicchio in der Dombibliothek zu Siena erhalten ist. Wie er dort geschildert ist, mit lichten Locken und stattlichem Barte, mit jugendlich lebhafter Bewegung einherschreitend, um die Braut Eleonore von Portugal zu begrüßen, so dürfen wir ihn uns, freilich erheblich gealtert, denken bei seinem Ritt durch Rothenburgs blumen- und teppichgeschmückte Gassen. Bedauerlich ist es und bezeichnend für den Gegensatz zwischen dem deutschen und dem italienischen Chronisten, daß der Rothenburger Schreiber Seiten anfüllt mit einer genauen Aufzählung der an die einzelnen Fürstlichkeiten gelieferten Viktualien und nur weniges zu bemerken Lust hat über die Festdekoration der Stadt, während z. B. der begeisterte Aktuar der Stadt Viterbo, des italienischen Rothenburg, die Ausschmückung und die Rüstung des Kaisers bei einer ähnlichen Gelegenheit mit hohen Worten feiert.

Schon unter Kaiser Friedrichs III. Regierung fing der Geist des Aufruhrs in der niederen Bevölkerung der Städte an zu gären. Bezold sagt in seiner Geschichte der deutschen Reformation: „In den Städten hatte der revolutionäre Geist seine Heimstätte. Die Idee der reformatorischen Zukunft der Bauern entstammte bürgerlichen Kreisen. Stadt und Land gingen als Verbündete in den Kampf." In Rothenburg, das wegen seiner an Jerusalem erinnernden Lage, infolge seiner reichlich dotierten Hospitäler und Klöster, endlich wegen seines nach dem Kreuzweg des Herrn genau abgemessenen Calvarien-

bergweges vom Taubertal herauf, namentlich in der Fastenzeit viel von Büßern geringen Standes und Pilgern besucht wurde, war das Kommen fahrenden Volkes und andern recht zweifelhaften Gesindels groß. Das Wohlleben der Ordensleute und der Mönche Zuchtlosigkeiten, die überhandnehmende Gleichgültigkeit der Vornehmen gegen kirchliche Vorschriften, die Äußerlichkeiten des Gottesdienstes erforderten strenge Ahndung und Änderung. Der Rat von Rothenburg gedachte Abhilfe zu schaffen durch die Berufung eines starren Fanatikers in Glaubenssachen, des Dr. Teuschlein von Frickenhausen, vormaligen Professors an der Universität Wittenberg und Predigers zu Windsheim, an die Stelle des sogenannten Vesperpredigers, eines Geistlichen, der besonders am Sonntag nachmittag seine Predigten abzuhalten verpflichtet war. Teuschlein begann mit Hetze und Verjagung der in der Stadt bisher gegen bestimmte Abgaben geduldeten Juden. Der Rat sah dem Treiben hilflos zu, duldete, daß Prädikanten die Stadt durchzogen und gegen das üppige Leben der Geistlichen predigten, und hatte kein Wort energischer Widerrede, als Teuschlein gemeinsam mit anderen Geistlichen die Messe und den Marienkultus abschaffte und gegen die allzugroße Besteuerung der Bauern eiferte. Am 12. Oktober 1524 wurde auf einem Kreistage die unbedingte Annahme der Reformation von den meisten Familienhäuptern der Stadt beschlossen. Demokratische Schwärmer und Bilderstürmer, wie Andreas Bodenstein von Carlstadt, rauflustige Abenteurer wie Stephan von Menzingen trieben ihr Unwesen. Carlstadius Rotheburgae furias suas exercet, schreibt Luther an Spalatin. Der Bauernkrieg brach 1525 aus; mit einer Reihe von Anhängern stürmte Menzingen in den Rat und ließ die Stadt durch einen Ausschuß von 42 gewählten Personen regieren. Der Aufruhr wurde immer größer und tobte sich selbst beim Gottesdienste aus, wobei auch eine Reihe von

künstlerischen Werken zugrunde gegangen ist. Der Rat lehnte das Anerbieten des Markgrafen Casimir von Brandenburg voreilig ab und schloß dafür ein Bündnis mit den Bauern, als deren Abgesandte Florian Geyer und Hans Bezold die Unterhandlung führten. Aber die Übermacht des Adels war unbesiegbar. Der schwarze Haufen Geyers erlitt mit den Rothenburgern eine entscheidende Niederlage bei Ingelstadt. Am 28. Juni zog der siegreiche Markgraf als strenger Richter in Rothenburg zu einem beispiellosen Blutgericht ein, bei dem auf dem Marktplatz so geköpft wurde, das es „die steile Schmiedgasse herunterrann wie ein blutiger Bach". Auch der Rat, in dem nun die reaktionären Elemente wieder die Oberhand gewannen, suchte soviel als möglich mitzutun. Trotz der Einsprache des Markgrafen für Menzingen fiel dieser mit Teuschlein unter der Hand des Henkers. Es wurde also der Aufstand von der konservativen Partei des Rothenburger Patriziats niedergeworfen und konnte in den folgenden zwanzig Jahren von ihr zur wiederholten Festigung und Abschließung genutzt werden. Mit den Aufrührern war freilich auch eine große Zahl würdiger und dem Gemeinwesen nützlicher Männer gefallen, andere waren geflohen oder geächtet und siedelten sich nun auswärts an. Der Kreis der Familien, aus welchen das Oberhaupt der Stadt und die Regierung gewählt wurden, verengerte sich in bedenklicher Weise. Es sind immer die gleichen Namen, die wir von jetzt an als verantwortlich, richtiger als unverantwortlich an die Spitze treten sehen. Zunächst wurde auch der katholische Gottesdienst wieder eingeführt. Als aber die Deutschherren, die schon oftmals dem Rat Anlaß zu ernstlicher Beschwerde gegeben hatten, weil sie in ihrem Wandel den kirchlichen Vorschriften zuwiderhandelten, neuerdings Stipendiatsgelder zu weltlichen Zwecken verwendeten und bei der Pest von 1543 ihren Beruf nicht erfüllten, begaben sich zwei Bürgermeister

nach Nürnberg, um einen tüchtigen Geistlichen zu erbitten. Thomas Venatorius war es, der am 23. März 1544 in der Jakobskirche die erste evangelische Predigt hielt. So wurde ein ausdrücklicher Wunsch Martin Luthers befolgt, der zwölf Jahre früher einen Rothenburger empfohlen hatte. An die Deutschherren, denen die wichtige Hilfe des Bischofs von Würzburg zur Seite stand, erging das Verbot der Ausübung des Gottesdienstes. Aber es ist bezeichnend für die ängstliche Haltung der Stadtväter und schon ein deutliches Zeichen des kommenden Verfalls, daß die Vorschriften des Interim befolgt wurden und erst nach dem Passauer Vertrag die endgültige Einführung der evangelischen Lehre möglich war. „Also war diese Gnaden-Sonnen in Teutschland kaum auffgegangen als sie schon in Rothenburg ihre Strahlen warffe. Ein Edler Rath samt ihren Unterthanen erkante bald daß dieses Licht weit besser sei als die Finsternüssen in der sie bißher gelebet hätten, diesemnach ward selbigem auch aller Platz gegeben, wiewohl nicht gleich auff einmahl und mit Gewalt, sondern nach und nach ..... Dergestalt ist nunmehr ganz Rothenburg Evangelisch und wird keinem Catholicken allda als ein Bürger zu wohnen erlaubet, wiewohl dennoch einige von dieser Religion sich darinnen auffhalten, die aber ihren Gottesdienst ingeheim und stille treiben müssen." So heißt es noch in einer Beschreibung von Rothenburg aus dem Ende des 17. Jahrhunderts.

Wie schon so mancher seiner Vorgänger auf dem kaiserlichen Thron ist auch Karl V. nach Rothenburg gekommen. Hier hatte er einen Anfall von Gicht, die ihn zwang, das Bett zu hüten, und als er endlich die Weiterfahrt antreten konnte, „haben der Kaiser dem Bürgermeister Ihre schwache Hand geboten, welche er in einem pelzenen Handschuh gehabt". Solches geschah im Jahre 1546, kurz bevor die Wirren des Schmalkaldischen Krieges begannen. Der dem Kaiser ge-



Röderbogen und Markusturm

leistete Huldigungseid drückte die Bürger schwer, aber sie suchten dennoch neutral zu bleiben, als der protestantische Führer Markgraf Albrecht Alcibiades von Brandenburg-Kulmbach mit seinem Heere vor Rothenburg aufmarschierte und Einlaß erzwang. Diese Nachgiebigkeit mußte die Stadt schwer büßen. Nach den Niederlagen bei Sievershausen und Steteburg hatte Albrecht sich in Schweinfurt festgesetzt und wollte mit einer neuerdings zusammengebrachten Schar nach Rothenburg ziehen, als er bei Schwarzach eingeholt und völlig vernichtet wurde, so daß ihm nur mehr die Flucht nach Frankreich übrig blieb. Die Sieger unter Heinrich von Braunschweig rückten nun vor Rothenburg und zur Bestrafung seiner Schwäche und seines zweideutigen Benehmens wurde eine Kontribution auferlegt, welche die ungeheure Summe von 80000 Gulden betrug, der Anfang zum finanziellen Ruin der Stadt. Damals sang ein junger Rothenburger, der Buchdruckergeselle Hans Baumann, Diener und Trabant des durchlauchtigen Fürsten und Herrn Ferdinanden Hertzog von Alba, wie er sich stolz nennt:

„Rothenburg, frisch auf, wir wölln zum tanz,
Die pfaffenknecht wölln Dich umbschanzn,
Du ligst wohl an der Tauber.
Achtzigtausend Gulden must Du geben herauß,
Wirsts in Deiner Daschen wohl spüren."

Und trotzdem gelang es Rothenburg nochmals, sich für kurze Zeit zu erholen. Da in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts durch die Türkengefahr der Frieden im Innern des Reiches wenig mehr gestört wurde, als die Macht der einzelnen größeren Herrscher das Raubrittertum der Kleinen nicht mehr aufkommen ließ, da konnte in den Reichsstädten dank der langsam sich festsetzenden Sicherheit und Ruhe ein letzter Aufschwung möglich werden. Die fortgesetzten Lasten der Durchzüge und Einquartierungen, die schon das bittere geflügelte

Wort: „Wenn ein Soldat vom Himmel fällt, so fällt er auf die rothenburgische Landwehr" hatten aufkommen lassen, hörten auf. Was die Stadt an hervorragenden Renaissancebauten besitzt, ist damals entstanden. Das Bild der innersten Stadt, der Rathausplatz, hat sich in jenen friedlichen Jahren geordnet. Neue Privilegien der Kaiser, glaubte man, würden eine unheilvolle Zukunft verhüten.

Sie sollte nicht lange mit ihrem Kommen auf sich warten lassen. Mit Rücksicht auf seinen Glauben schloß sich Rothenburg an die Union an, jene Verbindung protestantischer Fürsten, die im Gegensatz zu der katholischen Liga stehend die Rechte des Passauer Vertrags zu wahren gelobt hatten. Die Häupter der Union hielten mehrfach in Rothenburg ihre Beratungen. Gleichzeitig wurden die Kaiser Mathias und Ferdinand von den Stadtvätern, getreu ihrer alten zweiseitigen Politik, ehrfurchtsvoll empfangen und begrüßt. Als dann der furchtbare Krieg 1618 begann, blieb Rothenburg trotz entsetzlicher Lasten der evangelischen Sache treu bis zum letzten Blutstropfen. Nach dem Erlaß des Restitutionsedikts trat Rothenburg zu Leipzig auf Gustav Adolfs Seite. Der Schwedenkönig hatte für die Not der Rothenburger ein empfängliches Ohr. Im Vertrauen auf seine Unterstützung beschloß der Rat, die Belagerung durch das Heer der Liga unter Tilly auszuhalten. Aber der Menge der Belagerer gegenüber gab es keine Gegenwehr, besonders als sich das vermeintliche schwedische Entsatzheer als neue Verstärkung der Kaiserlichen herausstellte. Nach erfolgter Kapitulation ritt Tilly an der Spitze der Generalität in Rothenburg ein, um, während seine Kriegsvölker nach Herzenslust plünderten, sengten und brannten, den Häuptern der Stadt für ihren Ungehorsam gegen des Kaisers Majestät das Todesurteil zu verkünden. Was den grimmigen Feldherrn veranlaßt hat, seinen Befehl zu widerrufen, entzieht sich dem Wissen des

Historikers. Die „wunderbare und merckwürdige Errettung Rothenburgs", von der der damalige Superintendent Zierlein spricht, soll durch den gewaltigen Trunk des Altbürgermeisters Nusch bewirkt worden sein. Aber in der mit zahlreichen lateinischen Grabgedichten geschmückten Leichenrede des angeblich so trunkfesten Mannes werden wir eine Erwähnung dieser seiner trefflichsten Eigenschaft vergebens suchen. Die Geschichte, welche bekanntlich den Gegenstand des Rothenburger Pfingstfestspiels bildet, wird wohl erst am Ende des 18. Jahrhunderts entstanden sein, wo sie erstmals erzählt wird.

Nach dem schlimmsten Tag, der Rothenburg je beschieden war, folgten weitere unglückliche Zeiten. Der Dreißigjährige Krieg wurde auch für Rothenburg die Ursache des Verfalls, in dem es keinen Einhalt mehr gab. Die ungeheuren Kriegslasten zehrten das Vermögen der Bürger auf, neue Besatzungen, durch Johann von Werth, durch Octavio Piccolomini, dann wiederum durch die Schweden, zuletzt durch die Franzosen, lagen monatelang in der Stadt. Vor einem kaiserlichen Kommissär mußte kniend Abbitte geleistet werden, und als man zwei Jahre nach dem Westfälischen Frieden, am 10. August 1650, das Friedensfest feierte, läuteten die Glocken eine verarmte, durch Krankheit und Elend verminderte Bürgerschaft zusammen, welche die Fähigkeit, sich zu regieren, verloren hatte, und zitternd und kläglich innerhalb eines bescheidenen Lebens nur den Gedanken an die Gewinnung ihres täglichen Brotes denken durfte. Anzuerkennen ist, wie der Rat trotz seiner übeln Korruption und Familienprotektion sich mühte, eine geordnete Verwaltung durchzuführen und die pekuniären Verhältnisse soweit wie möglich zu bessern. Neue Bedrückungen und Steuern, erst die Unterstützung des Kaisers Leopold I. im Türkenkrieg, dann der Einfall der Franzosen von 1688, die in der Rothenburger Umgebung alles verwüsteten, machten auch die letzten Versuche in dieser Richtung erfolglos. Im

18. Jahrhundert hüteten sich Rat und Bürger ängstlich, ein Wort fallen zu lassen, das die Nachbarstaaten hätte aufmerksam machen können. Rothenburgs Interesse beruhete, wie es heißt, „sich selbsten der Einigkeit und Ruhe zu befleißigen und zu innerlichen Spaltungen mit nichts einigen Anlaß zu geben, auf daß es in bißherigem Stande ungekränckt und unverändert zu bleiben beständig hoffen darf". Mit dem alten Reich brach auch Rothenburg völlig zusammen. Der Friedensschluß von Luneville gestattete den Reichsfürsten, sich für die von ihnen abgetretenen Territorien im Reichsinnern schadlos zu halten. Am 2. September 1802 zog ein bayerisches Jägerbataillon in die willenlose, an Widerstand nicht mehr denkende Stadt.

* * *

Rothenburgs Geschichte zeigt uns also ein Bild, das wir so oft bei Städten gewahren, die von ihrer selbständigen politischen Verwaltung geleitet werden. Hatte Rothenburg auch noch einen eigenen, besonders auffälligen und doch nicht abstellbaren Fehler in der Staatsmaschine, die Vorherrschaft des aristokratischen Elements in einem an sich republikanischen Staatswesen, es teilt mit allen großen Städterepubliken, nicht nur mit Nürnberg oder Venedig allein, sondern gerade mit den kleineren Munizipalgewalten das frühzeitige Erwachen zu einer verhältnismäßig kurzen Blüte, einen langen stabilen Zustand ungesunder Ermattung, der den zunehmenden Verfall decken und das Ende zu einem scheinbar plötzlichen machen möchte. Was einer solchen geschichtlichen Aufeinanderfolge das Interesse gibt, ist sonst vornehmlich die Beobachtung der Kräfte, die den schwachen Trieb zum Erstarren und Ausschlagen gebracht haben. Bei Rothenburg haben wir aber außerdem noch den äußeren Verhältnissen die gebührende Rechnung zu tragen, den rauhen Stürmen, die unbarmherzig



In der Burggasse

jene Blüte vernichteten, weitere hinderten und die Entwickelung eines edlen Organismus gehemmt und verkümmert haben. Eine lange Auszehrung, die dem fällenden Beilhieb voranging, und ein verzweifeltes, mehr und mehr nachlassendes Wehren dagegen — so steht Rothenburgs Geschichte in den letzten Jahrhunderten des Bestehens der alten Reichsstadt vor uns.

Wir legen den engbeschriebenen Folianten zur Seite, aus dem wir diese kurz zusammengezogenen Nachrichten geschöpft haben. Aufatmend strecken wir den Rücken und wandeln hinaus aus dem engen Gemach. Mit der Geschichte der Stadt genugsam vertraut, werden nunmehr die Mauern und Tore, zwischen welchen alle diese Ereignisse sich abgespielt haben, eine lebendigere, anregendere Gestalt für uns erhalten. So schreiten wir bedächtig von dannen, um in freier Natur, vor den Denkmälern einer wechselvollen Vergangenheit ehrfurchtsvoll und freudig Umschau zu halten:

„Qua fluit arctatas per valles Tuber amoenus,
Rosaque ab illisis saxa fragosa sonant,
Illic turrito Roteburgica moenia surgunt."

Wo durch gewundene Täler die liebliche Tauber einherfließt,
Klingend im klaren Geström rötlicher Kiesel sich schleift,
Dort ragt turmreich umkränzt die rothenburgische Mauer.

Umschau und Einzug.



„Die unabsichtliche Zusammenstellung künstlerischer Motive, bewirkt durch eine seit Jahrhunderten gemeinsame und innige Verbindung des Stadtbildes, das sich von modernen Zutaten rein erhalten hat, mit der landschaftlichen Schönheit der umgebenden Natur" — mit diesen Worten haben wir versucht, Rothenburg zu charakterisieren. Wie sollte es also möglich sein, den Eindruck, der durch diese Unabsichtlichkeit hervorgebracht wird und hervorgebracht werden soll, der sich erst langsam und schwach im Innern bildet, durch die Absichtlichkeit einer willkürlich gebotenen Marschrichtung zu erwecken? Es sei ferne von uns, in einer Stadt wie Rothenburg vorzuschreiben, welcher Weg der zweckmäßigste ist, anzugeben, welches Haus zwischen dem ersten und zweiten oder zwischen dem zweiten und dritten Stockwerk eine besondere Sehenswürdigkeit aufweist, und wo die Klingel gezogen werden soll, um Einlaß in bemerkenswerte Höfe zu verlangen. Rothenburg bietet so außerordentlich viel Schönes, daß die Rücksicht auf den aufmerksam suchenden Beschauer, und — die Klugheit an sich selbst es erfordern, weise Beschränkung auszuüben, und es sich genügen zu lassen mit

kurzem Wink, den die angesichts all dieser merkwürdigen Dinge rasch wachsende Neugier und Freude beachten, aber ja nicht überschätzen mag. Denn was da dem erstaunt blickenden Auge wunderlich und wundersam erscheint, das folgt sich mit solcher Schnelligkeit, daß kein Führer Schritt zu halten imstande sein kann. Schon wieder greifen wir einen köstlichen Vorzug auf, den Rothenburg vor anderen Städten besitzt. Eine Wanderung durch die alte Reichsstadt schärft das Auge, künstlerisch wertvolle Einzelheiten momentan zu sehen, um sie sogleich geistig festzuhalten. Und außerdem werden wir, ohne uns dessen bewußt zu sein, uns gewöhnen, den richtigen Platz zu finden, vor dem sich das Bild mit seinen malerischen Motiven klar zusammenordnet. So ist Rothenburg auch ein freudig begrüßter Leiter zu künstlerischem Sehen.

Wiederum sei bemerkt, daß nicht ein einziger Tag, sondern nur eine Reihe von Tagen zu einer halbwegs guten Kenntnis von Rothenburg führen. Der Gassen, die sich in Halbkreisform um den Marktplatz ziehen, während andere strahlenförmig von ihm ausgehen, sind viele, und wer, sicheres Wissen in seinem Besitz wähnend, Abschied nehmend hindurchwandelt, wird immer noch Neues finden. In jeder Stadt, und sei sie noch so langweilig und ärmlich, bringt planloses Umherwandern dem Fremden, der zu sehen und zu suchen gelernt hat, des Interessanten eine Fülle. Nirgends nun mehr als in Rothenburg, wo wirklich in einem andern Sinne des Dichterwortes ein jeder Platz, ein jeder Stein zu uns spricht. Prachtvoll diese schweren Quadern der Mauertürme, diese engen Schlitze und Verkragungen der wohlerhaltenen Wehrgänge, diese breit ansetzenden und doch so schlank und zierlich auslaufenden Fassaden. Wo in der Betrachtung beginnen, wo kein Anfang, wo aufhören, wo kein Ende ist? Die Fülle der Gesichte darf wahrlich der trockne Schleicher mit seiner ledernen Aufzählung nicht stören.

Unter den Plätzen, von denen aus ein Gesamtbild in Ruhe gesehen, und wo ein erklärendes Wort vielleicht nicht ungern gehört werden wird, verdient unstreitig der Turm der Jakobskirche den Vorzug, den ihm der leichter ersteigbare Rathausturm, der ungünstiger gelegene, aber eine sehr eindrucksvolle Aussicht gewährende Stöberleinsturm nicht streitig machen können. Wohl haben der alte Geselle und sein Nachbar im Laufe der Jahrhunderte manchen Sturm miterlebt, und von den vielen Unwettern, die an Rothenburg eine besonders exponiert gelegene Anziehung finden, ohne es jemals ernstlich beschädigt zu haben, bekamen sie ihre Denkzettel. Auf enger, unsicher schwankender Leiter, die hoffentlich bei der Erneuerung der Kirche durch eine bessere ersetzt werden wird, gilt es aufwärts zu steigen, zu den Glocken, die schon den Friedensschluß nach dem Dreißigjährigen Krieg einläuteten, und dann sich mit kühnem Schub durch den steinernen Bogen hinauszuzwingen auf die schwindlichte Höhe der schmalen Galerie. Aber die Mühe lohnt das schönste Bild einer deutschen mittelalterlichen Stadt, die wie Liliputs Hauptstadt zu Füßen liegt. Während aufgeschreckte Dohlen, besorgt für das Leben der in den Nestern zwischen den Kreuzblumen ängstlich piependen Kleinen, uns ruhelos umschwärmen, während vom nahen Rathausturme die Mittagsglocke ruft oder das Blasen eines Chorals weihevoll herüberdringt, staunen wir hinab auf das regellose Durcheinander der in allen nur möglichen Richtungen aneinanderstoßenden Ziegeldächer, die ein regelmäßiger Ring, die Mauerumwallung, einschnürend zusammenschließt. Wie Rothenburg entstand, das sehen wir von unserer hohen Warte aus. Gut lassen sich auf der Nord- und Ostseite die Häuser erkennen, unter welchen die Mauern der ersten Stadtbefestigung — vor 1204 — sich befinden. Wie aber ihr Verlauf nach Westen war, bleibt fraglich. In weitem Halbkreis schwingt sich der Bogen der



Kobolzeller Turm

zweiten Stadtbefestigung als ein heller Gürtel, dem Stiften gleich die zahlreichen Türme entragen. Während dieser Bogen nach Osten zu kurze Zeit zu einer fast geraden Richtung sich streckt, um vor dem Würzburger Tore wieder energisch die Kreisform zu betonen, hört er am sogenannten „Ruckesser" plötzlich auf, nunmehr den nach Süden hinausgeschobenen Stadtteil in seinen Schutz einzuschließen. Man nennt diesen Teil den „Kappenzipfel" und knüpft an Kaiser Albrechts Anwesenheit in Rothenburg die Erlaubnis zur Erweiterung der Stadtgrenze nach dieser Seite. So verbindet sich die Geschichte der Stadt auf das engste mit dem heutigen Rothenburg und wenn auch Jahrhunderte seither sich folgten, schaut ein Unverändertes, ein Ganzes, ein Bollwerk, vor welchem die aufdringlich mahnenden Boten der Neuzeit Halt gemacht haben, zu uns empor.

Wir wendeu uns nach Westen und gewahren den Platz, an welchem die alte Rothenburg, die Kaiserburg und die Hinterburg sich befanden. Wo ein kleiner Wald von Buchen und Linden sich undurchdringlich zusammengeschoben hat und kaum mehr zwischen den dichtbelaubten Ästen den Blick auf die Blasiuskapelle gestattet, da hat einstmals die kaiserliche Fahne über dem Banner der Nordenberger geflattert. Der Platz wurde späterhin nicht mehr befestigt, aber zur Sicherung beim Stadteingang das stattliche Burgtor mit seinem kleinen Zwinger erbaut. Nun haben wir uns die älteste Gestalt von Rothenburg folgendermaßen zu denken. Die Stadt kam nicht unmittelbar an die Kaiserburg zu stehen. Der breiten Straße entlang, die von der Burg zum Marktplatz führt, waren hohe Häuser errichtet, in welchen die Burgmannen wohnten, die besondere Vorrechte genossen. Insbesondere residierten hier die fränkischen Adeligen, die zum kaiserlichen Hoflager kamen, um unter dem Auge des Herrn zu weilen. Die Chroniken zählen 42 adelige Familien auf, die,

wie es heißt, „über die im Rat gesessenen ehrbaren Geschlechter seßhaft waren," darunter die Sickingen, Seckendorf und Adelsheim. Zwischen und hinter diesen Häusern lagen die Stallungen, Ökonomiegrundstücke und Meiereien, aus denen später, nach dem Zuzug der fremden Ordensbrüder, der Dominikaner und Franziskaner, Klöster geschaffen wurden. Der Rathausplatz bildete auch damals schon den Mittelpunkt der Stadt, auf dem das ganze Leben sich abspielte, da die Enge der Seitengassen eine Verteilung nicht zuließ. Das Rathaus selbst befand sich noch nicht auf seiner jetzigen Stelle, sondern bis zum Brande von 1240 auf der Südseite, und die Grundmauern des alten Baues haben dann bei der Aufführung des städtischen Fleischhauses Verwendung gefunden. Obwohl die Gemeinde größer und vornehmer war als die in Dettwang, wurde die Jakobskirche erst 1266 zu einer eigenen Pfarrkirche erhoben. Bis dahin war sie Dettwang unterstellt. Dennoch muß die Kirche, die in frühester Zeit durch canonici erhalten wurde, bis sie der Bischof von Würzburg den Deutschherren übertrug, die nächst der Kirche in dem großen nördlich gelegenen Hause gewohnt haben, schon sehr früh erbaut worden sein. Der Baumeister der ersten Stadtbefestigung, die nicht etwa unabsichtlich entstanden ist, indem die einzelnen Häuser des Umkreises dicht aneinander stießen und eine stärkere Mauerfläche nach auswärts, eine schwächere mit dem Eingang nach innen kehrten, sondern die klar und systematisch angelegt ist, hat in dem Markusturm und dem Weißen Turm zwei wichtige und schöne Denkmäler geschaffen. Zwischen diesen Türmen ist die Stadtmauer bis zu einer Höhe von einem Meter vielfach deutlich und auf längere Strecken zu sehen. Südlich vom Burgtor bis zum Turm in der Burggasse ist sie, zum Teil überbaut von Scheunen und Wohnhäusern, bis zur Höhe des Wehrganges noch erhalten. Wie Hauptmann Heller in Köln, der sich um die Geschichte des Fortifikationswesen von

Rothenburg verdient gemacht hat, zur archivalischen Unterstützung seiner sehr einleuchtenden, hier wiederholten Angaben über diese älteste Stadtmauer mitteilt, hat Kaiser Rudolf dem Bürgermeister und Rat ausdrücklich in Erinnerung gerufen, daß er den Franziskanern erlaubt habe „super murum civitatis erigere edificia". Außer den eben angeführten Bauten besaß die älteste Stadt noch das Judenviertel am Weißen Torturm mit dem Judentanzhaus.

Als nun die Stadt ausgebaut wurde, verlegte man das Judenviertel bis zur Vertreibung der Juden in die Neustadt. Die neue Stadtmauer, die ihre Türme nicht zur gleichen Zeit, sondern erst nacheinander erhielt, endete beim inneren Spitaltor, bis, wie erwähnt, Kaiser Albrecht die Erlaubnis zur Einschließung der Südstadt gegeben hat. Am Anfange des 15. Jahrhunderts zählt die Chronik 30 verschiedene Türme auf. Der Stadtgraben wurde erst später in Angriff genommen, zu allerletzt das Klingentor aufgeführt und an die verschiedenen Tore Bastionen gesetzt. Mit der Steigerung der Leistungsfähigkeit der Belagerungsmaschinen erwuchs die Notwendigkeit zur Verstärkung der Verteidigungsanlagen. Wir haben hier auf unserer luftigen Höhe gute Gelegenheit, die Vergrößerung der Stadt und die Art der Verteidigung an der Hand des Planes genau zu sehen. Begreiflicherweise ist nach der Landseite zu die Befestigung stärker; fast uneinnehmbar scheinen die schweren Tore, die wie kleine Forts nach drei Seiten sich richten: das Spitaltor im Süden, das Rödertor im Osten und das Klingentor mit der Wolfsgangskapelle, deren Mauern zugleich Wehrmauern sind, nach Norden. Kaiser Konrad IV. hatte 1238 befohlen, daß Orte, die das Stadtrecht erhielten, Mauern von wenigstens 18 Fuß Höhe und 4 Fuß Stärke erhalten müßten. Die Mauern von Rothenburg überschreiten dieses Maß mehrfach, wobei Rücksicht genommen wurde auf die Wahrscheinlichkeit eines

Angriffs. Die im Mittelalter gerne beachteten Vorschriften des Vitruv gehen dahin, man habe die Stadtmauern so dick zu machen, daß auf dem Wehrgange zwei Bewaffnete aneinander vorübergehen können. Der Wehrgang zwischen dem Klingentor und dem Würzburger Tore — wir können gut in ihn hineinsehen — gilt als das vorzüglichste Beispiel einer solchen Anlage.

Wechselreich ist das Bild, das sich dem Besteiger des Kirchturms von St. Jakob zeigt, und das in der Farbigkeit seiner Zusammenstellung auch der künstlerischen Wirkung nicht entbehrt. Wie der Campanile von San Giorgio Maggiore, der glücklichere Genosse eines vielbetrauert Dahingesunkenen, auf seiner obersten Plattform ein undurchdringliches Gewirr von Kanälen zu seinen Füßen sieht, in welchem es ein vergebliches Mühen wäre, Ordnung zu finden, steht der Kirchturm der Jakobskirche über einer quetschenden Enge von kleinen Gäßlein, zwischen denen die großen Gassen die Halbkreisform einzuhalten wenigstens versuchen. Überall andere, immer eigenartige Eindrücke. Hier die Treppe, die an dem zierlichen Klingentorturm überdacht aufsteigt, dort der sonnenübergoldete Zeiger an der Uhr des inneren Spitalturms. Würdig, ernst und breit, das Massige zum Zweck der nahen Verteidigung betonend, scheinen die älteren unter den Stadttürmen, freier und schlanker ihre neueren Begleiter, mehr zum Ausguck bestimmt. Auf allen Seiten eine ganz merkwürdige, eine einheitliche Schau. Nach Westen weite kahle Flächen, da und dort mit Waldungen eingesäumt. Südwärts ein großer Wald, aus welchem die Linie von Schillingsfürsts Schloßdache schwach sich abhebt. Im Tale tief unten Dettwang mit seiner alten Kirche und seinen Linden, die ihren gastlichen Ruf bis hier herauf senden.

* * *

Wer auf Rothenburgs kleinem Bahnhofe, vielgeärgert ob der schmählichen Verbindung, vielgeplagt durch das Rumpeln und Stoßen der Königlich bayerischen Lokalbahn Steinach-Rothenburg o/T. ankommt und sogleich um einige Jahrhunderte zurückbefördert zu werden hofft, wenn er den Zug verlassen hat, wird sich zunächst recht enttäuscht fühlen. Denn vernünftigerweise haben die Rothenburger ihren Zorn über die Eisenbahn betätigt, indem sie den Bahnhof so legen ließen, daß er ihre schöne Stadt nicht schändet. Um so stärker ist der Gegensatz, der sich nach wenigen Minuten offenbart. Am Kirchhofe vorbei, wo neben weitschattenden Bäumen gar manche Mitglieder der alten ehrbaren Geschlechter ihren letzten Schlaf tun, wendet sich die Straße dem Tor und seinem Turm entgegen. Durch das Rödertor betreten wir die alte Reichsstadt, und in dem Augenblick, in welchem wir den zaghaft zögernden Fuß in seine Bastion setzen und über die Brücke gehen, wo zur Linken ein efeuumranktes kleines Türmchen steht, fallen wir in den Bann von Alt-Rothenburg. Wohl ist es nicht mehr wie einstmals, wo auf emsiges Pochen das grimmige Gesicht des Torwarts und besonders Begnadeten das lockige Köpfchen seines holden Töchterleins erschien, wo Namen und Herkunft, Gewerbe und Aufenthaltszweck ausgesprochen werden mußten und nach langem Warten die kleine Pforte sich auftat, durch die man nur gebückt mit sorglich gemessenem Schritte eintreten durfte. Dafür lauert jetzt Frau Aventüre in der dunkeln Torecke, und wer eben eilfertig an ihr vorbeipassiert, ohne ihr seine ehrerbietige Reverenz zu erweisen, dem wird es gehen in Rothenburg wie dem Herrn Anselmus im Märchen, der die Äpfel nicht sah und die Verwünschungen der alten Höckerfrau einstreichen konnte. Der wird überall Neidköpfe sehen auch da, wo der Herr Stadtbaumeister sie sogar nicht hingesetzt hat, und damit er gleich weiß, was Neidköpfe sind, so sei ihm schonungslos mitgeteilt,

daß man darunter die Fratzen versteht, die Feinden der Stadt als Abwehr gegen ihre bösen Absichten von den Toren entgegenstarrten, und die in Rothenburg häufig genug zu finden sind. Wozu eilen, und hier am Rödertor das wichtige Wahrzeichen Rothenburgs übersehen? Wenn in dem alten Stadtgraben, der sich zur Seite zieht, die jungen Apfelbäume ihre ersten Blüten zeigen, und aus dem kleinen Fenster des Türmchens eine rote Geranie sich herausbeugt, während die einstmals wasserüberspülte Fläche des Stadtgrabens in jungem spärlich gedeihenden Grün aufleuchtet und in dem langen Gange an der Mauer ein Dickicht von Weißdorn und Efeu zum Lichte hinaufkämpft, fürchtet der Wanderer, der vielleicht sogar das Glück hat, die meist sorgsam verschlossene Tür offen zu finden und beschaulich wandeln zu dürfen in den eng zusammengeflochtenen Lauben, in die Stadt einzutreten, als könne ein rauher Strich den Glanz des ersten empfindungsvollen Eindruckes verwischen. Um so glücklicher die Täuschung. Nach rechts und links schiebt sich die Stadtmauer. Vom Wehrgange herab knarrt das Gewinde, das auch hier zur Seilerbahn gedient hat. Lustiges Kindervolk müht sich Holzscheite in hohem Haufen zu türmen. In schmalem Bogen führt die breite Rödergasse zum Marktplatz. An vielen Häusern stehen heitere Inschriften, die wir uns für ein späteres Lesen aufsparen, diesmal allein bedacht, die Häuser und ihre Form zu sehen. Altersschwach und doch frisch gehalten, verwittert und doch lebensvoll, so begrüßen uns die Häuser von Rothenburg. Langsam gewöhnt sich das Auge an die ungewohnte Umgebung. Am inneren Rödertor angelangt machen wir nochmals halt, um über die schmale Führung der Mauer verwundert nachzudenken, und gehen dann mit kräftigem Schritt vorwärts, bis die zweite Straßenecke halt gebietet. Der Marktplatz liegt vor uns mit dem Rathaus und der Frohnwang, dem Fleischhaus und dem Herterichbrunnen.

Und sobald wir wenige Schritte vortreten, schauen wir ein neues, nicht so gravitätisch strenges Bild; — aber um so reizvoller ist es, den Vergleich anzustellen zwischen dem ernsten Rathaus und dem Plönlein unten in der Spitalgasse, dem kleinen Fachwerkhaus, das zwei Straßen an sich vorbeigehen läßt, neben dem dunklen Spitaltore, an dem das blaue Zifferblatt der Uhr wie ein belebender Farbenfleck hängt. Die Empfindungen künstlerischer und historischer Art, das Entzücken an dem Auffinden immer neuer Feinheit und Schönheit lassen sich hier nicht in Worte fassen, Rothenburg hat seine eigene Melodie, deren träumerische Weise sich vielleicht ablauschen läßt, aber dem Kühnen, der sie laut nachzusingen wagte, dem dürfte es gehen wie dem Taps im andern Märchen, der Goldmund sein wollte und Pechmund benamst ward ob seines rohen störenden Belferns. Hier kann die Seele die ersten stillen Töne dieser Weise ahnen, die gleichmäßig anhebt und gleichmäßig fortklingt, wie das Hirtenlied, auf das der sieche Tristan horcht. Es ist keine rauschende Symphonie, die ein zusammengesetztes Orchester im allegro majestuoso vorführt, kein begeisterter Festmarsch, wie wir ihn angesichts der Nürnberger Burg zu vernehmen glauben. Nicht von außen her dringt diese Musik, es sind Saiten in unserm Innern, die eine unsichtbare weiche Hand sanft berührt, um sie in steter Schwingung zu erhalten und tönen zu lassen. Wenn Ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nie erjagen . . .!

Kirchen und öffentliche Bauten.



Was an Denkmälern in Rothenburg steht und allgemeinen Mitteln dieses Entstehen verdankt, das ist wenig und doch viel. Nicht der Kunsthistoriker, der mit der nötigen Kenntnis der vergleichbaren Monumente und einer halbwegs zustimmenden Kombinationsgabe ausgerüstet ist und sich gewöhnt hat, zu sehen und zu vergleichen, dürfte hier das Wort zu wohlgesetztem Vortrage nehmen, sondern erst der Architekt, der ohne weitschauende Nebenabsicht mit ruhiger Gründlichkeit aus dem Eindruck des Ganzen zum kritischen Studium der Verhältnisse übergeht und der Zeichnung des Grundrisses eine womöglich noch größere Aufmerksamkeit widmet als den rein dekorativen Einzelheiten. Die Formensprache dieser Gebäude, von denen das Rathaus am eindringlichsten, strengsten und schönsten spricht, in das geliebte Deutsch zu übertragen, das wäre höchste Aufgabe für den ernsten Verkünder Rothenburger Ruhmes. Eine schwere Pflicht! Denn das erste Gebot bei architektonischen Studien ist die Exaktheit. Die Grazie, mit der die kunsthistorische



Am weißen Torturm

Rednerlippe zu sprechen sich so gerne bemüßigt fühlt, verflüchtigt sich hier sogleich.

Trotz der dichterischen Anregungen, die sich in Rothenburg wie kleine Kobolde um die Schläfe des ehrsamen Schreibers tummeln und nicht ruhen, bis sie die Feder aufs Papier gespießt hat, gibt die Stadt so manches ernste Problem auf, manche harte Nuß zu knacken. Und bei dem sicheren Stand der archivalischen Forschung bleiben wichtige Fragen unbeantwortet. Namen sind verklungen, Zahlen vergessen, und dieser giftige Hauch der Vergangenheit hat die meisten Denkmäler der Rothenburger Kunst berührt. Es wird sich nur darum handeln können, die Einzelheiten der Monumente beschreibend durchzusprechen, ohne besondere vergleichende Beziehungen zu suchen, so einschläfernd auch diese systematische Aufzählung wirkt. Es geht aber leider nicht anders. Erfreulicherweise erleichtert gute Vorarbeit, die zumeist der Nürnberger Stadtbaumeister L. Häffner, ein geborener Rothenburger, getan hat, ein Vorhaben, dessen rasche Durchführung an dieser Stelle eben die beste ist.

Die Jakobskirche, das hervorragendste kirchliche Bauwerk von Rothenburg, deren verhältnismäßig niedere Türme in der Verschiedenartigkeit ihres Aussehens zuerst die Verwunderung der Beschauer herausfordern, ist in einem Teil ihrer Grundmauern noch die uralte, dem heiligen Kilian, dem Schutzpatron von Würzburg, geweihte erste Kirche der Stadt. Nachdem die Deutschherren den Gottesdienst in der Stadt übernommen hatten, wurde mit Rücksicht auf den starken Zulauf von Pilgern, die einen in der heiligen Blutskapelle bewahrten Blutstropfen Christi anbeteten, um die Mitte des 14. Jahrhunderts der Neubau beschlossen und 1373 in Angriff genommen. Wie Häffner festgestellt hat, ist von der alten Anlage das Erdgeschoß der Sakristei, der untere Teil des Nordturmes und die anschließende Ecke des

nördlichen Seitenschiffsjoches geblieben. Der sehr knappe, langgestreckte Grundriß, die bedeutende Längsentwicklung und die Enge des Mittelschiffs bestätigen die schon ausgesprochene Ansicht, es habe der Baumeister der Jakobskirche an den großen rheinischen Bauten seine Studien gemacht. Eine besondere Eigentümlichkeit der in schönster Gotik streng ausgebauten Kirche bildet die Durchfahrt, über welcher die Verbindung des Hauptteiles mit der westlichen heiligen Blutkapelle sich befindet. Diese Durchfahrt, die sich als ein ganz eigenartiges Bild der Stadt zeigt, wurde von dem bedeutendsten Baumeister der Jakobskirche aufgeführt, von Niklas Elser, der von 1453—1471 die Leitung des Kirchenbaus übernommen hatte. Weiter zu beachten ist die Anlage der beiden Türme am Anschluß von dem Ostchor und den Seitenschiffen, und ihre Ausbildung mit Steinhelmen ohne ein achteckiges Übergangsgeschoß. Auch hier ist Meister Elser tätig gewesen, der nach Häffners zweifellos richtiger Ansicht den kleineren, südlichen Turmhelm mit seinem schönen gotischen Laub- und Maßwerk geschaffen hat und dann den Nordturm, wohl infolge der Übernahme anderer Arbeiten, wie in Dinkelsbühl oder Nördlingen, einem weniger geschickten Nachfolger oder Gehilfen überließ.

Diese Verschiedenheit der beiden Türme suchte sich der Rothenburger anders zu erklären, und in seiner Phantasie bildete sich die übrigens nicht Rothenburg allein eigentümliche Sage, nach welcher Meister und Gesell gleichzeitig die Türme erbaut hätten. Vom Schüler besiegt, habe sich der Meister verzweifelt vom Turm herabgestürzt, und deshalb sei sein Steinbild auf dem Dach der südlichen Wendeltreppe außen angebracht. Aber Meister Niklas hatte sich vor solcher Nachrede der Nachwelt durch den prächtigen Westchor gedeckt. Die Restaurierungsarbeiten, die mit großem Geschick geleitet, aber in Anbetracht der geringen Mittel nur langsam fortgeführt werden, gestatteten, in die äußere Bauart von

St. Jakob günstigen Einblick zu erhalten. Erst da ist es möglich gewesen, die seltsamen, in wunderlich-grotesken Gesichtern endenden Krabben, die kühne Form der Bogen und die monumentale Großartigkeit der lebensgroßen Propheten zu studieren, die an dem hohen, in reinster Gotik sich haltenden stolz aufragenden Ostchor aufgestellt sind, und die von der Straße aus gesehen klein und wenig künstlerisch erscheinen. An der Außenseite fallen die Brauttüre des Ostchores und der schöne Ecce homo auf.

Das Innere der Jakobskirche enttäuscht. Die graue Übertünchung, welche bedauerlicherweise die Reste der vorhandenen Renaissancemalereien hat verschwinden lassen, der Mangel an Gemälden und Totenschildern, deren farbenreiches Durcheinander den Eintritt in St. Lorenz und St. Sebald so stimmungsvoll macht, ohne irgendwie den andächtigen Sinn abzulenken, beides schafft eine nüchterne Wirkung. Die Pfeiler des Mittelschiffes sind rechteckig (quadratisch) mit kräftig vortretenden Diensten, aus welchen die Gewölberippen ohne Kapitäle sich entwickeln. Die Schlußsteine am Ostchor zeigen die vier Evangelisten-Symbole und Gott-Vater, in den Schiffen sind sie mit verschiedenartigem Laubwerk oder mit Wappenschilden, dem Reichs- und Stadtwappen geschmückt. An den vorderen Pfeilern sind vier Heilige und vier Apostel angebracht. Die Größenverhältnisse (nach Häffner Länge 80 m, Höhe 24 m) vermögen den anfänglichen unerfreulichen Eindruck durch ihre starke Wirkung etwas zu mildern. Bei der näheren Betrachtung der Einzelheiten bemerken wir zunächst die farbigen Glasfenster, an deren mittlerem das Wappen und Bildnis des Stifters, Ritter Lösch, sich befindet, den Grabstein des Bürgermeisters Toppler mit seinem Wappen, den beiden Würfeln, und wenden uns dann den berühmten Sehenswürdigkeiten der Kirche zu, den drei Altären von Herlin und Riemenschneider.

Der große *Hauptaltar* wurde von Toppler im Jahre 1388 gestiftet, ist aber erst gegen Ende des 15. Jahrhunderts gefertigt und aufgestellt worden. Er führt den Namen „Der Altar der zwölf Boten". Im Schrein (der Mitte) stehen zur Linken Christi die Maria, Jakobus und Elisabeth, rechts die Heiligen Johannes, Leonhard und Veit. Den Altar hat Friedrich *Herlein* nach seiner eigenen Angabe 1466 verfertigt. Auf den Seitenflügeln sehen wir acht einzelne Bildwerke (links Verkündigung, Heimsuchuug, Christi Geburt und Beschneidung, rechts die drei Könige, Taufe und Marias Tod als Doppelbild), die in der breiten Technik der Ausführung weniger als in der Behandlung der weiblichen Figuren, vielleicht nur in der länglichen Modellierung des Gesichtes der Maria den holländischen Schuleinfluß erkennen lassen. Es wäre ungerecht, diesen Einfluß, der in allen Beschreibungen des Altars mit wiederkehrender Übereinstimmung betont wird, als besonders ausschlaggebend zu bezeichnen. Wenn schon die Technik von der Feinheit des Eyck nichts besitzt und höchstens flüchtig an eine der frühen Arbeiten eines Gleichzeitigen, des Roger van der Weyden, denken lassen könnte, sich vielmehr als die übliche Malweise der fränkischen und schwäbischen Schule zeigt, so deutet doch auch die Art der Farbenverwendung, das Grauviolett und Ziegelrot, das tiefe Grün in seiner absichtlichen Kontrastierung auf ein zwar nicht selbständiges, aber doch ganz und gar süddeutsches Empfinden des Künstlers, dem die persönliche Charakterisierung der Figuren am besten gelang. Die zwölf Apostel an der Predella bilden eine vorzügliche Zusammenstellung von menschlich nüchternen, trotzdem überirdisch inspirierten und von ihrer hohen göttlichen Aufgabe gläubig überzeugten Männerköpfen. Der Christuskopf ließe sich vielleicht mit dem Genter Altar in Zusammenhang bringen. Die Rückseite der Seitenflügel ist zugeschmiert und wird hoffentlich so bald als möglich

von der leidigen Farbkruste befreit. Es darf als sicher angenommen werden, daß wichtige, auch für die Kenntnis Rothenburgs um die Zeit der Anfertigung des Altars bedeutende Überraschungen uns bevorstehen. Denn schon das erste Bild (links oben), das zur Hälfte abgekratzt worden ist, zeigt uns in frischer Farbigkeit den alten Rothenburger Marktplatz mit dem ursprünglichen Rathaus vor dem Umbau. Auch das Wasserschlößchen, das auf dem Verkündigungsbild in die Landschaft gemalt ist, dürfte mehr beachtet werden als bisher. Denn, von Wasser umgeben und mit einer an den Enden gebogenen Mauer geschützt, stellt es sich als ein allerdings künstlerisch frei behandeltes Bild des alten Topplerschlößchens dar, das in der Tat, wie die Untergangsbücher bestätigen, bis zum Jahre 1630 noch zwei freistehende Verteidigungswälle besessen hat.

Die beiden *Seitenaltäre* der Jakobskirche stammen von *Tilmann Riemenschneider*, dem großen Würzburger Holzschneider. Der Meister, der eine gut besetzte Werkstatt besessen haben muß, — so zahlreich sind die Werke, die von seiner Hand sich in Kirchen und Museen befinden, — gibt dem Kunsthistoriker, dem langjährige Übung und eigene Beobachtung der Kunst des Holzschneidens zugute kommen, für den Fall, daß er sich über die Urkunden einmal etwas hinwegsetzt, die verschiedensten Gedanken. Hier ist natürlich nicht der Platz, die alte Frage kritisch abzuhandeln, ob der oder jener Altar von Riemenschneider stammt, und ob er selbständig gearbeitet hat, wieweit auch die Mitarbeit der Schüler ging. Sollen lediglich künstlerische Gesichtspunkte entscheiden, so wagt hier eine Ansicht sich offen auszusprechen, die jede sachliche Widerlegung dankbar annehmen wird. Der Altar der Herrgottskirche in Creglingen, eines der herrlichsten Werke deutscher Holzschneidekunst, schlank und zierlich in den Proportionen, und in der Rhythmik der Linien an ein plastisch umgedachtes

Werk des Sandro Botticelli mahnend — Riemenschneider. Dann ist der heilige Blutaltar in St. Jakob eine schwächere Leistung Tilmanns, die Seitenflügel sicherlich mit Hilfe verschiedener Schüler ausgeführt, und der Marienaltar (im Nordschiff) ganz Schülerarbeit. Der Altar in Detwang, ebenfalls von mehreren gearbeitet, dürfte vielleicht mit dem gänzlich unbekannten Altar der Dorfkirche in Wettringen einen gemeinsamen, von Riemenschneider beeinflußten, aber steifer sich bewegenden Meister haben. Der heilige Blutaltar gibt die Darstellung des Abendmahls, die Flügel den Einzug in Jerusalem und Christus am Ölberg, die Predella die Taufe Christi. Neben der ernsten und verklärten Ausführung der einzelnen Figuren, deren vorzügliche Gruppierung Riemenschneiders Selbständigkeit und Bedeutung kundtut, ergreift auch hier sein Bestreben, durch die Kühnheit und Schlankheit des aufstrebenden Girlandenwerkes den Blick nach oben gleiten zu lassen. Der Marienaltar enthält Marias Krönung und in der Predella ihren Tod.

Die gegenwärtig in der heiligen Blutkapelle untergebrachten Figuren des Ölberges sollen — wenn die ersprießlichen, in dieser Beziehung gemachten Anregungen endliche Beachtung finden werden — an ihrem ursprünglichen Standort an der Ecke des Südturmes Aufstellung finden. Es war schon mehrfach die Rede von den Pilgern, die von Rom heimkehrend der in Rothenburg befindlichen Reliquien wegen nach St. Jakob wallfahrteten. Der Ölberg ist 1508 angelegt worden. Die lebensgroßen Steinfiguren gehören zu den empfindungsreichsten Arbeiten der deutschen Steinplastik. Inbrünstig und schmerzvoll kniet der Heiland, in dramatisch lebendiger Bewegung hebt er die gefalteten Hände pressend an die Brust. Die Apostel ruhen. Langgezogen, unbeweglich ruht auch ihr Gewand, das bei dem Herrn in beweglichen Falten geordnet ist. Die lebhafte Tätigkeit der nahenden Häscher wird erst

bei der Neuaufstellung zur Geltung kommen. Zugleich damit ist geplant, das spätgotische Netzwerk über der Straßendurchfahrt wieder auszuführen. Mit diesem erfreulichen Beginnen sucht eine verständnisvolle Nachwelt die Sünden der Väter wieder gutzumachen, zu deren Zeiten die schöne Michaeliskapelle gegenüber von St. Jakobs Ostseite abgerissen worden ist.

Der künstlerische Eindruck, den wir beim Betreten der Jacobskirche so verstimmt vermissen, blieb als köstliches Gut der Franziskanerkirche erhalten. Wenn in der Stille des Morgens ein vorwitziger Sonnenstrahl an dem Grau des schweren Gewölbes hinzittert oder über den Boden gleitet, wo zahlreiche Grabsteine aus frühen Jahrhunderten die Wappen uralter Familien, der Hornburg und Creglinger, der Hohenlohe und anderer edler Geschlechter weisen, oder wenn der Herbststurm draußen die Blätter an die Fenster jagt, bedeutet das beschauliche Sitzen gegenüber einem der steinernen Ritter oder der leidvollen Figur der rosenkranztragenden Rittersfrau einen ernsten Genuß. Die schlichte Erzählung von der Gründung des Klosters, zu welchem die Kirche gehört, trägt nicht wenig dazu bei, die schweigende Stätte mit dem Schein der Dichtung zu umgeben. Es soll, so heißt es — und Urkunden von 1280 bestätigen es — hier eine lichte Wiese sich gedehnt haben, wo eine große Linde neben einer klaren Quelle bei einer Kapelle stand. Da kamen zwei bettelnde Franziskanermönche aus Schwäbisch-Hall, Otto und Günther, nach Rothenburg und freuten sich des schönen Platzes so sehr, daß sie von dem Wunsche erfüllt wurden, hier ein Kloster zu erbauen. Außer den Grabdenkmälern, unter welchen sich das Monument des in schwedischen Diensten stehenden Offiziers Perkhöfer mit einer nachdenklichen Inschrift befindet, enthält die Kirche noch in der Sakristei eine Reihe von Totenschildern und Rothenburger Patrizierbildern und zwei Engel, die letzten schönen Reste der Gruppe, welche einstmals die Orgel der Jakobskirche geschmückt hat.

Wir übergehen die Johanniskirche, die 1404 erbaut, 1604 abgerissen und neu aufgebaut wurde. Die Spitalkirche hatte einstmals großen Ruf wegen des in ihr bewahrten Marienaltars, der jetzt in die Jakobskirche gebracht worden ist. Im Inneren des Gotteshauses, das geschmacklos restauriert ward, wobei leider auch die alten Grabsteine und die Decke mit dem Wappen unter der Tünche verschwand, ist von Interesse allein das ebenfalls stark überstrichene Sakramentshäuschen, das zeitlich wohl ans Ende des 14. Jahrhunderts zu setzen ist und mit seinen Figuren zu den ältesten in Rothenburg erhaltenen Kunstdenkmälern gehört.

Die Wolfgangskapelle oder Schäferkapelle, welche diesen Namen nach einem alten Brauch führt, der später erzählt werden wird, hat dadurch, daß sie in die Stadtmauer einbezogen wurde und durch den gelungenen Anbau, den das Wächterhaus über dem Torbogen an ihrer Seite trägt, eine verdiente Berühmtheit unter den Besuchern von Rothenburg, vornehmlich unter den Malern, erlangt. Das Kirchlein hat an seinen breiten Fenstern hübsches Maßwerk, fein ausgeführte Portale und eine sitzende Statuette des heiligen Wolfgang mit der Jahreszahl 1489. Das einfache Innere erinnert wenig mehr an den einstigen Reichtum der Kirche. Künstlerischen Wert besitzt nur der Mittelaltar, dessen Schrein drei Heilige trägt, mit der Darstellung der Wolfgangslegende (1514). Das erste Bild oben links zeigt Kaiser Heinrichs Einzug in Bamberg. Es ist das Werk eines bescheidenen Künstlers, aber sehr lebendig ausgeführt, die Köpfe geben den Anschein, als seien sie Porträts. Für die Dicke der Stadtmauern sprechen die Nischen und die Treppe an der linken Altarseite. Einst befanden sich außen an der Kirche, die besondere Ablaßrechte besaß, zwei berühmte Schneckentreppen, „da zwey mit einander reden und doch keiner den andern sehen kunte“.



Das Hegereiterhaus

Die Blasiuskapelle bei der Burg wurde schon bei der geschichtlichen Übersicht erwähnt. Der Verein Alt-Rothenburg hat die Kapelle in ein historisches Museum verwandelt, und sicher, ein würdigerer und schönerer Platz für die Bewahrung von Erinnerungsstücken konnte nicht gefunden werden. Wo die Mauern den Wandel von zwölf Jahrhunderten erlebten, findet der Gedanke leicht das verbindende Band der historischen Folge von damals zur Gegenwart und ehrfurchtsvoll beugt sich das Haupt, das hier die Schauer einer sagenverklärten Zeit umwehen.

* * *

Der Rathausplatz. Wie feierlich sein Anblick stimmt, wie schwer es ist, die innere Bewegung in Worte zu fassen, ist gesagt worden. Für das Leben in Rothenburg einstmals und jetzt bedeutet das Rathaus und der Marktplatz den Mittelpunkt. Nicht die Jakobskirche bedingte den Bau der Stadt, und dadurch, daß die Herrengasse seit der ältesten Zeit zwischen dem Rathaus und der Burg die Verbindung bildete, wurde sie der Träger des Fächers, in dem die Stadt sich entfaltete. Die kommunale Aristokratie der alten Reichsstadt, die frei sein wollte von päpstlicher Herrschaft, nur dem Kaiser untertänig, predigt der gewaltige Rathausbau mit nachdrücklicher Stimme. Das älteste Rathaus, das 1240 abgebrannt war, stand auf dem Platze, wo jetzt das Tanz- oder Fleischhaus erbaut ist, so benannt, weil unten die Metzger ihre Waren verkaufen mußten, und die oberen Säle, die jetzt das höchst sehenswerte Museum des Vereins Alt-Rothenburg enthalten, zum Tanze dienten. Wie wir das Rathaus jetzt vor uns sehen, ist es ein Werk des Rothenburger Baumeisters Leonhard Weidmann. Weidmann kann sich rühmen, der einzige wirklich bedeutende Künstler zu sein, den Rothenburg hervorgebracht hat. Er ist nicht der gewöhnliche

Steinmetz, als welchen ihn noch Lübke übersieht, sondern er verdient den Ruhm, der endlich anfängt, ihm ernstlich zugesprochen zu werden, und der durch die Baurechnungen des Stadtarchivs, die von acht zu acht Tagen laufen, seine Bestätigung findet. Es steht zu erwarten, einmal von berufener Seite Genaues über sein Leben und den Umfang seiner Tätigkeit zu hören. Wenn ein Vergleich gestattet ist, wird Weidmann am besten mit Peter Flötner, dem vornehmen Erbauer des Nürnberger Hirschvogelsaales, in Beziehung gebracht werden können. Leonhard Weidmann hat wie Peter Flötner eine vorzügliche Begabung in der Erfindung und Ausarbeitung ornamentaler Probleme, wobei er allerdings manchmal Motive von anderen Künstlern, wie von Aldegrever, entlieh. Die großen Bauten, die Weidmann ausführte, das Rathaus, das Gymnasium, das Spital, das Hegereiterhäuschen, das Baumeisterhaus, sie zeigen ein ursprüngliches Können und ein sicheres Beherrschen der Baukunst. Aber Meister wird er bei seinen kleinen Arbeiten, die ihm wohl selbst am meisten zusagten, da er solche Liebe auf sie verwandte, bei den Türen und Fenstereinfassungen, wo er regelmäßige Arabesken so sicher in den Stein schnitt wie lustige Tierfiguren und glotzende Meerweibchen. Ist der Rathausbau in der Tat vollständig sein Werk, so hat er sich damit ein ewiges Denkmal gesetzt, dessen Abbild sogar über das Meer wanderte — in seiner Nachbildung als deutsches Haus auf der Weltausstellung in Chicago —, und im deutschen Reichstagsgebäude hat es Schönleber abgemalt. Hoffentlich trägt das Porträt des Baumeisters, das unter dem Erker sich befindet, Leonhard Weidmanns Züge, wonach er würdevoll, mit langem Bart und breiter Stirn ernsthaft in die Welt sah.

Das neuere Rathaus, das wir von Härleins Gemälde in der Jakobskirche kennen, bestand aus zwei eng verbundenen gotischen Gebäuden. Das westliche Haus steht heute noch.

Bei einem weiteren Brande, der am Sonntag Oculi 1501 entstand, fiel die östliche Hälfte den Flammen als Opfer. Erst 1572 entschloß sich der Rat, nachdem in der Zwischenzeit die geretteten Teile wiederhergestellt waren, ernstlich zur Erbauung eines neuen Rathauses, welches dem Ruhm der Stadt entspräche. So wandte man sich nach Nürnberg mit einem höflichen Schreiben, man möchte ihnen den berühmten Nürnberger Ratsbaumeister Wolf Löscher überlassen, der am 19. September 1572 die Erlaubnis zur Abreise nach Rothenburg erhielt. Die Nürnberger Ratsverlässe vermerken: „Maister Wolf Löscher von Plauen soll man vergunnen, deren zu Rotenburg an der Tauber pau ihres Rathauses anzunemen, doch mit dem lauten anzaigen do Meine Herrn vor Vollendung des paus seiner alhie zu furfallender Notdurfft bedürffen würden, das er on alles verhindern schuldig sein sol sich wieder hieher zu stellen.“ Auch Mitglieder seiner Hütte hat Löscher mit nach Rothenburg genommen, wie Hans Daler den Älteren. Löscher blieb fast ein Jahr in Rothenburg. Am 17. August 1573 wird im Nürnberger Rat der Dankbrief verlesen, der für die Überlassung des Meisters eingetroffen war. Jedenfalls ist die Zeit von zehn Monaten viel zu kurz, um ein ausschlaggebendes Mitwirken Löschers am Rathausbau anzunehmen und Weidmanns Arbeit zurückzusetzen. Wohl hat Weidmann von dem bejahrten und kränklichen Nürnberger gelernt, ob er aber, jähzornig und hitzig wie er war — auch hierüber berichten uns die Akten — sich von ihm beeinflussen ließ, ist zu bezweifeln. Nach Löscher kam ein Polier von St. Annaberg bis zur Fertigstellung unter Dach. Da dies erst 1576 geschah, kann 1573 bei Löschers Weggang der Bau sich nur bis zur Sockelhöhe erhoben haben. Eine Reihe der Figuren tragen Leonhard Weidmanns Steinmetzzeichen, so daß wir ihn vielleicht nicht als Zeichner des Grundrisses für den Neubau (zu dem übrigens

ein veränderter Entwurf aus dem Jahre 1570 vorhanden ist, der aber kaum von Weidmann stammt), aber sicher als seinen künstlerischen Schöpfer zu feiern haben.

Der beste Überblick über das neue Rathaus, das als stolzes Beispiel des deutschen Baustils der Hochrenaissance anzusehen ist, ergibt sich auf der Südostseite, gegenüber dem zierlichen Erker, der durch zahlreiche Fenster belebt ist, nirgends eine unruhige Fläche bietet und deshalb architektonisch so leicht wirkt. An dem Giebel, der sich nach Süden wendet, sind die Fenster gleichmäßig gesetzt, an den beiden Geschossen stehen sie unregelmäßig, zu zweien oder zu dreien, zusammen. Vor der Mitte des Hauses erhebt sich der Treppenturm mit schrägen Fenstern, die dem Gange der Wendeltreppe folgen. Die Arkaden, die man bisher als weit später entstanden annahm, die aber sicher gleichzeitig mit dem Hauptbau aufgeführt wurden, bestehen in neun Bogen mit kräftigen Pfeilern, an denen Halbsäulen angebracht sind. Der Mittelbogen vor dem niederen Türeingang hält einen Aufsatz mit dem Reichsadler zwischen allegorischen Figuren. Sehr schön wirken die Proportionen, die für die Vorlagerung dieses Arkadeneingangs vor dem Turmeingang maßgebend waren. Das große Dach trägt zur Vermeidung der Einförmigkeit viele Gaupen. An der Südseite steht ein Renaissanceportal aus ionischen Säulen mit breitem Aufsatz, dessen Enden und Spitze je einen Vogel tragen. Hier an der Ecke war der Pranger. Auf dem alten gotischen Rathaus, das noch vier Normalmaße rechts und links seines Tores weist, erhebt sich der 1556 neuerbaute Turm. Das berühmte Portal im Hofe geht leider der Zerstörung entgegen. Im Innern des Rathauses, das geräumige Vorplätze mit Inschriften enthält, gibt der große Saal, wo auch die Pfingstaufführung stattfindet, mit seinen altertümlichen Bildern, der Holzdecke und der Steinskulptur (das Jüngste Gericht), mit der Erinnerung an die ernsten und ent-

scheidenden Vorgänge, die hier geschahen, eine treffliche Ergänzung des starken Eindrucks, den der trotz der verschiedenen Baustile doch einheitliche Rathausbau von außen macht. Werke der Frührenaissance sind in Rothenburg überhaupt nicht vorhanden. Die wechselvollen Zeiten gestatteten keine künstlerischen Neuheiten. Erst Weidmann hat mit einem Schlage das Stadtbild verändert und mit dem Gepräge seines Baustils versehen.

Seine fernere Tätigkeit wandte sich nach Vollendung des Rathauses an das Spital, das leider eines großen Teils seines Schmucks verlustig gegangen ist. Das Spital, dessen Einbeziehung in die Stadt durch Kaiser Albrecht genehmigt ward, ist als neues Spital extra muros von 1281 an ausgebaut worden, während das alte, den Johannitern gehörende Spital — es befand sich auf dem Platz hinter der Johanniskirche an Stelle des heutigen, erst 1719 erbauten Bezirksamts — in der Innenstadt lag. Das jetzige Gebäude, erbaut unter Weidmann 1574—1578, spricht trotz der Kahlheit stark für die architektonischen Absichten des Meisters. Wieder finden wir die Vorliebe für die Regelmäßigkeit der Fenster des Giebels und das Zusammenfassen von zwei Fenstern neben einem einzelnen bei den Geschossen. Das Innere enthält im großen Saal einen schönen Ofen, eine der schwersten Holzdecken in Rothenburg und mehrere steingehauene Türeinfassungen und Fensterpfeiler mit ausgezeichneten Arabesken, die in ihren Motiven wechseln. Es sind Blattranken und Blumengewinde, phantastische Masken und Köpfe. Einen Teil dieser Ornamente hat Weidmann von Aldegrevers Stichen entlehnt, aber Aldegrevers Gedanken wertete er selbständig um. Das Hegereiter- oder Spitalbereiterhäuschen hinter dem Spital hat ebenfalls Weidmann gebaut. Das originelle Bauwerk, die Dienstwohnung eines der höchsten Beamten, dem die Pflicht oblag, die Angelegenheiten der Landhege zu

verwalten, mit den niederen Geschossen und dem großen turmähnlichen Dach, das wohl nicht von Weidmann, sondern von dem auch an den Basteihäuschen des Burgtors beschäftigten Dachdecker ausgeführt wurde, stellt sich fast als Turm mit einem Turme vor. Die nahe Roßmühle, 1561 aus riesigen Quadern aufgeführt, deren Dauerhaftigkeit bis an die hoffentlich noch recht fernen allerallerletzten Tage von Rothenburg währen wird, wurde in Kriegszeiten von 32 Pferden getrieben.

Nach dem Spitalbau schuf Weidmann das Gymnasium an der Westseite der Jakobskirche. Hier wie an allen seinen Bauten, die dadurch allerdings einer gewissen Einförmigkeit nicht entbehren, finden wir den hohen, hier ganz erhaltenen Giebel mit den Schnecken an der Seite und den gleichmäßigen Fenstern, die hier als Luken zum Einschaffen von Kornvorräten benutzt wurden, den achteckigen Vorturm und die schmale Wendeltreppe mit dem eingeschnittenen Geländer. Die mittlere Tür, 1703 in einem aufdringlichen Zopfstil an Stelle eines offenbar zugrunde gegangenen Portals erbaut, kann neben den beiden Seitenportalen, der prächtigsten Arbeit Meister Leonhard Weidmanns in Rothenburg, nicht bestehen. Auch hier hat die Zeit viel zerstört. Reizend sind die Einhorne am linken, schöneren und besser erhaltenen Gebälk, der in das Kapitäl humorvoll eingesetzte Faun und die Ornamentik. Wir werden Weidmann noch bei einem privaten Gebäude begegnen, dem Baumeisterhaus.

Hier sei, da nur wenige Schritte vom Gymnasium entfernt, das Dominikanerinnenkloster erwähnt, das von dem Grafen von Nordenberg schon sehr früh gebaut worden ist. Das umfangreiche Gebäude, dessen riesiger Dachboden mit seinen kräftigen Stützen, dessen schöner Kreuzgang wohl einen kurzen Besuch verdienen, ist sicher eines der ältesten Denkmäler von Rothenburg. Es wird vielleicht dem einen oder

dem andern Entdecker, der sich mit offenen Augen zu bewegen weiß, einen der reizendsten und verschwiegensten Plätze von Alt-Rothenburg offenbaren, dessen Geheimnis er still im Busen bewahren möge. Da das Kloster sich großer Stiftungen erfreute, konnte die Bauanlage frei und mit großer Raumverschwendung ausgeführt werden. Von dem Kreuzgang, aus dem neue Treppen in das kgl. Rentamt bringen, führt eine Tür in die alte Klosterküche, wo noch die Fleischstelle, der Ausguß und Reste von Küchengeräten vorhanden sind. Tiefes Dunkel herrscht in diesem Raume und nur mühsam findet das Auge sich zurecht. Es ist schwer, sich die Küche erfüllt zu denken mit der Schar arbeitsamer Frauen, die den Herd warteten, das Klappern der Kessel, das Knistern des Feuers wieder zu vernehmen in dieser schmutzerfüllten, spinnwebenüberzogenen Einsamkeit. Mittelalterliches Leben flutete hier so stark, daß manche bedenkliche Mär von den allzu weltlich gesinnten Nonnen Ärgernis gab. Wohl irrt jetzt einmal ein neugieriger Kohlweißling von den Krautköpfen des Vorgartens, wo einst die geschäftigen Frauen ihr Gemüse zogen, durch das enge Gitter, um schleunigst zu fliehen. Auch wir wenden der ungastlichen Stelle den Rücken und kehren zurück zum Leben, zu den Bürgern von Rothenburg, die uns von ihrem Wandel berichten sollen.

„Nichts ist lehrreicher als den Weg zu beachten, auf welchem die Kraft des deutschen Bürgers allmählich lebendig wurde."

Gustav Freytag.

Haus und Hof.



Wenn der mittelalterliche Sänger, den wir uns nicht mehr als bardenmäßigen Improvisator mit wallendem Barte vor einem andächtig horchenden Hof, sondern als stillen Arbeitsmann in der ernsten Umgebung illuminierter Handschriften oder als sinnenden Lauscher „im Wald drauß auf der Vogelweid" vorstellen wollen, seinen Helden nach kühner Fahrt in die Nähe der ersehnten Burg gelangen läßt, wo ihn dann des Hauses Herr gastlich begrüßt und die Herrin mit den Dienerinnen labt und pflegt, oder wo er scharfe Absage aussprechen muß, vergißt er in der behaglichen Breite der Schilderung nicht, auch die Freude zu besingen, die der Recke beim Näherkommen an die bei der Burg gelegene Stadt empfindet. So dichtet Hartmann: „als der kunec Erec nu reit gen Brandigan, die stat hier drunder sach stan, da was inne freuden vil." Die Anlage der Stadt unter dem Schutz der nahen Burg ist demnach eine häufige Erscheinung. Rothenburgs Anfänge geschahen unter den



Portal am Gymnasium

gleichen Bedingungen wie die einer ganzen Reihe von anderen deutschen Städten. Wie sich das noch guterhaltene Bild der äußerlichen Entwicklung der alten Reichsstadt gliedert, haben wir vom Turme der Jakobskirche aus betrachtet und es uns einzuprägen versucht. Es wird nunmehr nötig sein, um diesem Bilde gleichsam eine innerliche Ergänzung zu geben, die noch von den ältesten Zeiten her vorhandenen Häuser anzusehen und aus diesen intimen Beobachtungen zu schließen auf die alten Rothenburger selbst, wie sie waren, wie sie wuchsen und wurden.

Von der Kaiserburg zum Rathause und zum Marktplatze zog sich einstmals wie heute die breite Herrenstraße, wo die fränkischen Adeligen saßen, bis sie nach dem Wachsen des Marktfleckens zur Stadt und der Erhebung derselben zur Reichsstadt die stattlichen Gebäude, in welchen sie abzusteigen gewohnt waren, dem emporkommenden städtischen Adel überließen. Die Lieferanten des kaiserlichen Hofes und der Burg siedelten sich unter dem sicheren Schutz der Burg an und indem sie sich nah zusammendrängten, wobei der Rathausplatz als der Beginn der Burgstraße den selbstverständlichen Mittelpunkt bildete, ergab sich die schon besprochene Halbkreisform der Gassen und zugehörigen kleinen Häuser. Werden, wie Heyne in seinem „Deutschen Wohnungswesen", dessen Ausführungen wie hier vornehmlich folgen, berichtet, in den lateinischen Urkunden die Bürger der Stadt negotiatores und mercatores genannt, bedeutet es gleichzeitig mit dem Weichbildrecht, womit die juristische Anerkennung als Stadt erfolgt, ihren höchsten und deshalb meistgewünschten pekuniären Vorteil, mit besonderen Marktprivilegien, d. h. Genehmigungen zu bestimmten, an günstigen Tagen abzuhaltenden Märkten begabt zu werden. Rothenburg, das sich ja der ständigen Gnade seiner kaiserlichen Herren zu erfreuen hatte, gelang es im Laufe der Zeit eine Reihe von solchen Märkten

gestattet zu erhalten. Wir erfahren hierüber: „So soll nicht übergangen werden, daß von denen Kaysern Rothenburg mit einer Messe versehen, welche sich auff Nicolai anhebet und acht Tage stehet, auch von denen umliegenden Orten gar fleißig besuchet wird. Hierüber hat sie noch vier Jahrmärkte als einem um Jacobi, den andern auff Bartholomaei, den 3. um Martini, der der Kalt-Marckt heisset und den 4. auff Mittfasten, der nur jetzt angeleget worden auff welchem zugleich ein Viehmarckt mitgehalten wird. Die ersten drey schreiben sich von Kayser Rudolpho I. her, die Messe aber von Kayser Ludewigen, der 1340 die Stadt damit begnadigte." Durch die Messe und die Märkte steigert sich der Wohlstand der Stadt. Fremde Kaufleute kehren ein, die einheimische Ware geht im Preise in die Höhe, Verbindungen können geknüpft werden, die bei gewinnbringendem Tausche zu nutzen sind, der Ruf der Märkte veranlaßt auswärtige Handelsleute, deren Gewerbe in der Heimatstadt nicht florieren will, zu sorglich erwogenem Umzug. Wir sehen, die Anfänge Rothenburgs sind auch im industriellen Sinne sehr aussichtsreich gewesen. Aber der lethargische Zug, der Mangel an Energie, die Ängstlichkeit und Bedächtigkeit, die den Rothenburgern von jeher anhafteten, und auf deren Erscheinungen wir bereits auf dem Gebiet der äußeren Politik in der ganzen Folgenschwere ihrer Bedeutung hinweisen mußten, haben auch hier dem anfangs sehr merkbaren Aufschwung Halt geboten. Es ist kulturhistorisch nicht ohne Interesse, die einzelnen Verfügungen des Rates über die Art des Warenfeilhaltens zu wiederholen. Die fremden Verkäufer, deren Ausbieten zum Teil auf die Jahrmärkte allein beschränkt werde, hatten, abgesehen von den hohen Stadtzöllen, die ihnen auferlegt waren, noch andere, meist ganz äußerliche Vorschriften zu beachten. Wein durfte nur auf der Achse verkauft werden, Fischer hatten ihre Ware stehend auszubieten. Frauen durften

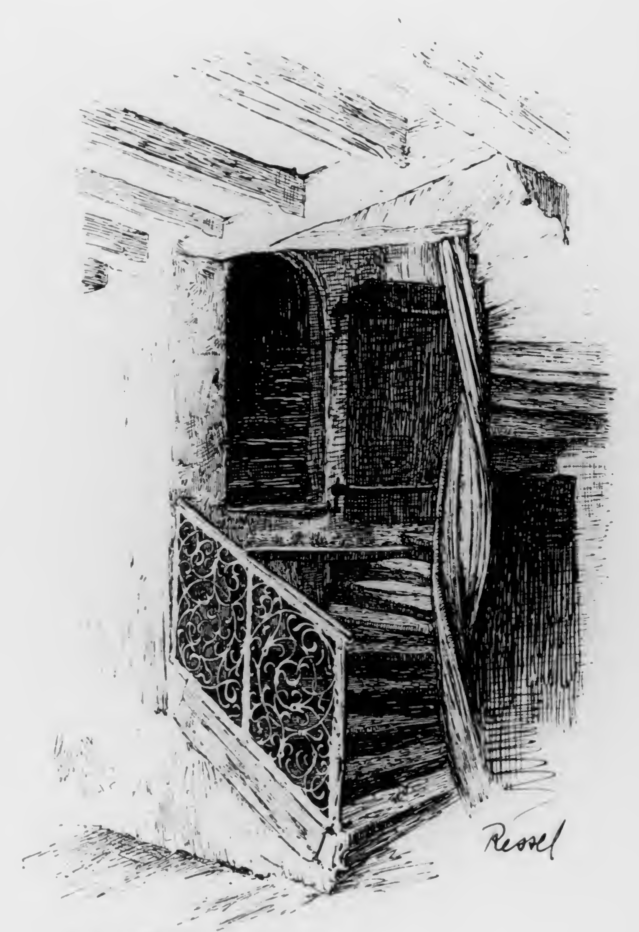
überhaupt keine Fische verkaufen, von deren Genuß auch die Juden ausgeschlossen waren. An Auswärtige Wildbret und Getreide abzugeben, wurde streng bestraft.

Gleichheit des Handwerks und die Notwendigkeit, durch den Zusammenschluß das Ansehen des Gewerbes und die Nutzbarkeit desselben zu steigern, haben wie überall so auch in Rothenburg Verbindungen unter Gewerbsgenossen veranlaßt. Während aber in den meisten anderen Reichsstädten eine solche Verbindung zur Begründung von Zünften, zur korporativen Gemeinschaft mit verbrieften politischen Rechten und einer eigenen statutarischen Verfassung im kleinen geführt hat, einer Gemeinschaft, deren Einflüssen häufig die äußere Politik zu gehorchen hatte, kam in Rothenburg weder ein eigentliches Zunftwesen auf, noch kann von einem ernstlichen, dauernd sich erhaltenden Einmischen in die Regierung und Verwaltung der Stadt die Rede sein. Im Gegenteil suchten die Mitglieder der ehrbaren Geschlechter, die ursprünglichen Freibürger und Grundbesitzer, die Erbrecht und Heerbannrecht besaßen, durch halsstarriges Festhalten an ihren alten Prinzipien, die sie nur kurze Zeit aufgaben, um sie nach dem Bauernkriege schleunigst wieder aufzunehmen, neues Leben im Keime zu ersticken. Nur insofern bedeuten die Rothenburger Gewerke etwas, als sie bestimmte Stiftungen machten und, wie die Sattler und Schäfer, einzelne Stellen der Stadtmauer zur Verteidigung erhielten. Unter Kaiser Ludwig dem Bayern und seinem Nachfolger Karl IV. zeigen sich Ansätze, Rothenburg zu einer Handelsstadt großen Stiles zu machen wie Nürnberg und Augsburg. Der Bau einer direkten Straße zwischen Augsburg und Würzburg über Rothenburg sollte die Stadt in die Lage setzen, die eigenen Waren leichter zu erhalten, gegenseitige Zollfreiheiten mit Nürnberg und Würzburg eine angenehmere Beweglichkeit des kaufmännischen Verkehrs gestalten. So begaben sich

Rothenburger Händler, vor allem die Tuchmacher und Gewürzkrämer, auf die Messen der genannten Städte, und auch anderswo, sogar in Frankfurt und Leipzig, hatten sie ihren gewohnten Standort. Das war freilich für sie gewinnbringend nur in den glücklichen Jahren, die Bürgermeister Topplers Regierung unmittelbar vorangingen. Denn später wurden sie, wenn nur Tollkühnheit ihren Auszug veranlassen konnte, von den erbitterten Nachbarn ausgeraubt. Wer es daher vermochte, sich pekuniär frei zu machen, lebte von seinen Zinsen und versuchte vielleicht noch als Ökonom seine Einkünfte zu steigern.

Bei der kurzen Erwähnung der Gewerbe an dieser Stelle ist es nötig, eines Brauches zu gedenken, der aus der ältesten Zeit der Stadt stammt und der aus dem Märchen von Peter Bloch, dem Schatzgräber, von Musäus, wohlbekannt ist. Es ist der Schäferstanz, der einstmals am Dienstag nach Bartholomäustag stattgefunden hat. Ein alter Schäfer soll einen Schatz gegraben und zum Dank dafür die Wolfgangskirche gestiftet haben. Da versammeln sich nun die Schäfer aus dem Umkreise von drei Meilen im Wirtshause zum goldenen Lamm und ziehen mit ihren beiden Vorstehern in Prozession zum Wolfgangskirchlein am Klingentor. Nach der Rückkehr in das goldene Lamm erhebt sich ein gewaltiges Zechen, und alles tanzt vergnügt auf dem Rathausplatz herum, beileibe aber kein anderer Handwerksbursch, der sonst ohne Gnade und Barmherzigkeit in den großen Stadtbrunnen geworfen würde. Am Tage darauf wird eine Gans in Prozession auf den Markt geführt, „allwo ihr einer den Kopff abhaun muß. Und damit er selbigen nicht sogleich treffe, geben sie ihr unterweges öffters Wein zu trincken, damit sie nehmlich taumelnd werde und ihrem Enthalser nicht stille halte."

Wo solche harmlose Fröhlichkeit das Vorhandensein eines sympathischen Volkscharakters zeigt, da lohnt es sich auch, das



In dem Wolfgangskirchlein

Leben der Menschen zu belauschen, die da in den Rothenburger Häusern nicht allzuviel von Sonne und Himmel sahen. Wie stehen doch diese Häuser noch jetzt eigenartig zusammen! Ein jedes fast hat sein eigenes Gesicht, das in der Reihe neben den Nachbarn auch sein Wort mitzusprechen sich erlauben möchte. Hier krümmt sich die Mauer unter der Last der Jahrhunderte, dort hat der Bewurf die einst sorglich gerade gehaltenen Säulchen des ursprünglichen Holzbaus in windschiefe Richtung geschlagen, und gleich daneben streckt ein großspuriger Eigensinn, dem stärkere Nachbarn den Ellenbogen fest an den Leib gedrückt haben, sein wohlansehnliches Bäuchlein aus. Auch die Rothenburger Häuser, die einfachen, nicht etwa nur die reichen oder die künstlerisch verzierten, sind Persönlichkeiten, die beachtet zu werden wünschen. Die kleinen Eingangstüren in der starken Mauer, die schmalen Fenster, die alten Schindeln, die Türklopfer und Fensterrahmen sind in der wunderlichen Echtheit, in der sie auf uns gekommen sind, vollgültige Dokumente einer vergangenen Zeit, die sich mit liebevoller Sorgfalt lesen und dem Ganzen als unscheinbares und dennoch nicht entbehrliches Glied einordnen lassen.

Für das älteste Rothenburger Haus sind nur mehr zwei Beispiele zu finden. Versteckt und wenig beachtet steht in der Herrenstraße (Haus des Schreinermeisters Riegel) hinter dem Wohnhause, das erst weit später vorgebaut worden ist, eins der seltsamen Bauwerke, wie sie ganz stilecht allein im Topplerschlößchen und in Detwang vorhanden sind, ein Steinwürfel, der sich zu einer Höhe von etwa drei Metern erhebt und das eigentliche Haus trägt. Mit stark abfallendem Dache über dem zweiten Stockwerk, das entsprechend dem nach außen zu möglichst schräg aufsteigenden Fachwerk das größte ist — der Oberstock des Topplerschlößchens hat vier verhältnismäßig große Räume —, mit kleinen, vergitterten

Fenstern versehen, die am Fundamentwürfel fehlen, bietet ein solches Haus mit seiner Abschließbarkeit, der leichten Möglichkeit, es zu verteidigen, und seiner Sicherheit vor einem Übergreifen des Feuers vom benachbarten Hause aus ein vorzügliches Beispiel für den autochthonen Herrschersinn des mittelalterlichen freien Bürgers. Gerade dieses Haus, das zu ernsthaftem Nachdenken nach der psychologischen Seite geschichtlicher Betrachtung hin so mahnend ruft, fordert auch andere Beobachtungen auf, vielleicht eben weil sie unverbürgt und unbeglaubigt sind, sich hier mit energischem Freimut zu äußern. Ließe es sich nicht denken, daß in ganz früher Zeit mehrere solcher Festungshäuser nebeneinander standen, hier, wo erwiesenermaßen die Freien als der Burg zunächst gewohnt haben, wo der Name der Herrengasse, der Verbindung zwischen Burg und Stadt weiterhin auf ein Vorrecht des Wohnsitzes deutet? Und wäre es weiterhin nicht möglich, die Ratserlaubnis an Heinrich Toppler zur Errichtung des Schlößchens im Tal dahin auszulegen, daß der Rat mit dieser Erlaubnis die Bauart und nicht die Lage, außerhalb der Stadt, treffen wollte? Daß also dann ein derart autokratisches Gebäude, so wenig Raum es an sich einnimmt, den Wünschen der Obrigkeit widersprach und aus diesem Grunde verpönt war? Auch mit der historischen Entwickelung von Rothenburg ist diese Hypothese — die nur als solche hier freimütig vorgetragen wird — sicherlich zu vereinbaren. Aber aus den Dokumenten des Archivs sind hierüber genaue Aufklärungen, so interessant sie auch wären, kaum zu erwarten. Für die Geschichte der Rothenburger Häuser und ihre Umgestaltung bietet sich sonst eine vorzügliche, bisher nicht genutzte Quelle in den „Untergangsbüchern", besonderen, leider erst vom Beginn des 16. Jahrhunderts an, dann aber mit einer erfreulichen Gründlichkeit geführten Akten der Stadtverwaltung, in welchen bauliche Veränderungen und

erbschaftliche Übergänge der einzelnen Bauten verzeichnet sind.

Mag also das frei in die Lüfte strebende Gebäu in Phantasie oder Wirklichkeit den freien Bürgersitz bedeuten, der durch die enggeschlossene Reihe der mächtigen, teils aus dem 16. und 17. Jahrhundert stammenden, mehrfach geänderten und erneuerten, manchmal noch später im französischen Sinn umgebauten Herrenhäuser verdrängt ward, wo die ehrbaren Geschlechter des inneren Rats, die Bezold und Staudt, die Winterbach, Walther und Albrecht wohnten, für das gewöhnliche Bürgerhaus und die Art seiner Anlage kann Rothenburg ebenfalls mit sicheren Beispielen sich rühmen. Gegenüber der Südseite der Jakobskirche befindet sich (Nr. 506) ein typisches Muster, das in seiner Einfachheit und Schwerfälligkeit, in der für Jahrtausende soliden Aufführung seiner Mauer, in der wuchtigen Kraft des die Decke von der Diele aus tragenden Balkens, der als ein kaum behauener Baum auf gleichstarken Stützen ruht, in der Weitläufigkeit des Dachbodens und in der Anfügung der Mauerwände seine Zugehörigkeit in die älteste Zeit Rothenburgs erweist. Merkwürdig ist der kleine Abstand, der das Haus vom Nachbarn trennt, und der sich in den kleinen Gassen sonst noch häufig findet. Er läßt sich hier nur vom Turm der Jakobskirche, von dem aus eine günstige Übersicht über das Haus und seine beiden Höfe möglich ist, erkennen, da ihn gegen die Straße zu eine wohl aus sogenannten ästhetischen Gründen erbaute Mauer schließt. Merkwürdig ist ferner auch das Dach, das von den vier Seiten zu gegen den Hof abfällt und so eine seltsame Übereinstimmung mit den Häusern Pompejis bildet. Dieses Haus war ursprünglich ganz aus Holz erbaut, und erst später wurde das Fachwerk durch Bewurf gestützt, wie es durch das Einfügen von Mauern neue Stützen und gleichzeitig neue Räume erhielt. Die Diele im Hause des ein-

fachen, zur ständigen Arbeit gezwungenen Werkmannes enthält in der Ecke noch die breite Feuerstelle, und so fällt es nicht schwer, sich den Raum gefüllt zu denken mit einer bescheidenen Rothenburger Familie. Das ist die Diele, wie sie Meister Dürer in seiner Geburt der Maria festgehalten hat, wo die Enge des Raumes durch das „Schwinden der dunklen Wölbungen droben" und durch das „reizender Schauen lieblich des blauen Himmels herein" ins Ewige erweitert ward. Auf dieser Diele spielte sich das ganze häusliche Leben ab, die Geschäfte werden aufgetragen und ausgeführt, der Meister steht an der Arbeit, und die züchtige Hausfrau sorgt im Winkel für leibliche Wohlfahrt. Begüterte Bewohner Rothenburgs hatten das Recht, hier ihren Tauberwein zu verschenken, und hier ist gewiß in der stillen Abenddämmerung manch lustiges Liedlein gedichtet und gesungen worden, nach freudiger Heimkehr von grimmiger Fehde oder in der Gegenwart heiterer Gesellen, die mit dabei waren und nun ihre Falstaffschen Historien berichteten. So mag das Lied von der Einnahme der Burg Ingolstadt durch die Rothenburger entstanden sein, das kräftig und frei, dem Klange allein und nicht dem Buchstaben nach gereimt, zu unseren prächtigsten Liedern gehört und für seine Zeit den würdigen Ahnherrn unseres Prinz Eugenius vorstellt:

> Sie furen nakend aus dem Bett,
> Die Trumeten hatt sie hart erschreckt,
> Die Schuh hetten sie vergessen,
> Einer des Andern Kleider anthet,
> Sie waren ungemeßen . . . ."

So geht es lustig eine Weile fort. Und auch der Verfasser des köstlichen Sanges gestattet sich stolz, seinen Namen auf die Nachwelt zu bringen. Er schließt:

> „Der uns dies Liedlein sang,
> Peter Weiglein ist er genannt,



Hof im Baumeisterhause

Er ist ein beckenknechte,
Er lobet die von Rothenburg
Und thut das wol mit Rechte."

Der biedere Peter Weiglein, der uns als guter Zeuge gelten darf für das fränkische Sprüchlein „In Rothenburg ob der Tauber ist's Mühl- und Beckenwerk sauber", und sein um ein Jahrhundert jüngerer Mitbürger Hans Baumann, dessen fröhliches Singen unter Herzog Albas ernstem Kommando uns schon aus der Geschichte der Stadt bekannt ist, sie beide sind die richtigen Vorgänger ihrer späteren Landsleute, die trotz dem Ernst der Zeiten wacker drauflos reimen und dann die Sprüche oben an die Spitze ihrer Häuser oder zwischen die einzelnen Felder des Fachwerkbaues einschreiben lassen, wo sie so zahlreich zu lesen sind, daß ihnen ein eigenes Buch gewidmet worden ist. Wir finden unter diesen Verslein manches, das plump oder trivial auf das mühselig sich plagende Hirn des Verseschmiedes deutet, im allgemeinen aber spricht eine entschieden glückliche Begabung sich aus, wie bei dem ehrlichen Haarschneider, bei dem es heißt:

„Haare lassen auf dieser Welt
Muß wohl mancher, dem's nicht gefällt,
Doch hat's noch meinen Kunden allen,
Die sie bei mir gelassen, gefallen.
Denn ich besorge Haar und Bart
Jedem zum Schmuck nach seiner Art
Und wasche jedermann den Kopf,
Dem klügsten wie dem ärmsten Tropf."

Ganz ähnlich bei dem Rothenburger Genossen Meister Hans Sachsens, der sich mit Topplerischer Großartigkeit über die Mitwelt hinweggesetzt:

„Im Hause meiner Väter
Klopf' ich allhier das Leder
Und mache meinen Reim dazu
Und frage nicht, wer's nach mir tu."

So herzlich und harmlos sind alle diese Sprüchlein, die ja zumeist einer späteren Zeit entstammen und gelegentlich wohl auch dank der Nachhilfe wirklicher „Dichter" plötzlich von heute auf morgen entstehen ad maiorem Rothenburgae gloriam. Man würde sie doch recht ungern in Rothenburg vermissen. Denn an des Kindleins Wiege stand einst und steht noch heut ein fürtrefflicher Pate, der goldenhelle Tauberwein.

Wo eine solche Veranlagung in der Bevölkerung lag, läßt sich annehmen, in Rothenburg hätte die holdselige Kunst des Meistergesanges, die einen gut vorbereiteten Boden fand, sich in schönen Blüten entfaltet. Aber nur wenige Notizen finden sich hierüber. Einige Male sind auswärtige Meistersinger nach Rothenburg gekommen und haben beim Rat Gesuche um die Erlaubnis zur Abhaltung einer Singschule eingereicht. Auch machten vier Rothenburger Meister den Versuch, selbständig eine Singschule zu begründen. Wie dieser Versuch gelang, darüber sind wir nicht berichtet. Dafür erstand Rothenburg in der Zeit des Humanismus ein berühmter Dichter und Gelehrter in der Person des späteren Ingolstädter Professors Hieronymus Ziegler, der eine Reihe von lateinischen Spielen schrieb. Unter ihnen ist die sogar von Hans Sachs ins Deutsche übersetzte „Schöpfung" lange Zeit aufgeführt worden. Ziegler blieb nicht der einzige. Nach der Begründung des Rothenburger Gymnasiums bemühten sich die Vorstände der Anstalt, zu den Tausenden von heiligen Spielen und Komödien, die in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts in Deutschland geschrieben wurden, ihrerseits redlich beizutragen. Es scheint, als ob die glücklich erfundene Buchdruckerkunst schon damals jeden halbwegs schreibfähigen Mann mit dem Streben, sich gedruckt zu sehen erfüllen wollte. Hier ernste Traktate, aus andachtsvollem Herzen geschöpfte religiöse Preisdichtungen, dort rohe

Schwänke und Narrenspossen, die Sauf-, Tanz-, Kleiderteufel als Bekehrungsversuche einer allzu eiteln und lebenslustigen Menschheit. Diese akademischen Schreiber und Dichterlinge sind in der Kultur der damaligen Zeit, die noch keine Zeitungen besaß, wichtige Faktoren geworden, obwohl man sie kaum ernster nahm als wir heutigen Tages ein buntes Wochenblatt. Rothenburg bildet in dieser Hinsicht keine Ausnahme. – Aber trotz der lustigen Art der Bürger ging gerade in den stillen Jahren nach dem Ende des Bauernkrieges und der Einführung der Reformation ein merkwürdig ernster, nach wissenschaftlicher Betätigung begehrender Zug durch das rothenburgische Leben. Die Söhne des Patriziats zogen in die Fremde, besuchten auswärtige Universitäten, wie Wittenberg, Heidelberg und Ingolstadt, und wenn sie auch nie in geschlossener Zahl wie die österreichischen Adligen oder die jungen Nürnberger auftraten, wanderte doch einmal ein wissensdurstiger Rothenburger gar bis Bologna und Padua, wo „stündlich die Gelahrheit sich mehrt (in horas crescit doctrina)", und kam er dann heim, so warteten seiner die wichtigen juristischen Stellen am Rat der Vaterstadt, oder er ging als Arzt, um in dem seit Topplers Zeiten eingerichteten und vielgerühmten Wildbad unterhalb der Stadt tätig zu sein. Von 1591—1607 weilte in Rothenburg hochgeehrt der angesehene Chemiker und Arzt Andreas Libavius, der neben seiner Beschäftigung in den Naturwissenschaften an der Lateinschule Logik lehrte, Melanchthons Dialektik bearbeitete und dem Gymnasium solchen Ruhm brachte, daß es damals über 500 Schüler zählte. An Stelle des alten Stadtkantors und Schulmeisters war schon vor dem Bauernkrieg ein Magister als lateinischer Lehrer getreten, der sich durch Empfehlungen eingeführt hatte. Nach der Hinrichtung des ehrenwerten Rektors Bessenmeyer — auch er fiel 1525 wegen seines Anschlusses an die demokratische Partei — hat,

der Jugend jedenfalls recht angenehm, ein Schuldienst in Rothenburg längere Zeit gar nicht bestanden, bis er um 1540 unregelmäßig, zwanzig Jahre später regelmäßig wieder eingeführt ward, worauf 1589 das Gymnasium erbaut wurde.

Groß ist die Zahl der theologischen, pädagogischen und juristischen Schriften, die im Laufe des 17. Jahrhunderts von den nach Rothenburg berufenen Lehrern und ihren einheimischen Schülern abgefaßt wurden. 1615 brachte Magister Ehinger die erste kurze Beschreibung von Rothenburg heraus (oratio de urbe Imp. Roteburgo tuberana). Wozu hier all die Namen wiederholen, die Winterbach in seinem Versuche einer rothenburgischen Literaturgeschichte aufzählt und deren Träger mit ihren Werken samt und sonders in Staub zerfallen sind? Ehrende Erwähnung verdienen Magister Zierlein, der berühmte Prediger aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges, und der Rektor Johann Ludwig Hartmann, der als sittenstrenger und gläubiger Patriot zu der Zeit, welche dem Verfall der Stadt nahe vorausging, das drohende Unheil voraussah und vergebens mit grimmigen Worten zur Besserung aufzufordern suchte. Als Musiker hat Chordirektor Erasmus Widmann eine überaus fruchtbare Kompositionstätigkeit auf dem Gebiete des weltlichen deutschen Liedes entfaltet.

Wir sind bei der Beobachtung des stillen Laufes des rothenburgischen Bürgerlebens mit dieser kurzen Übersicht über die wissenschaftliche Tätigkeit in der Stadt abseits geführt worden und suchen nun bei unserem lustigen Freunde Peter Weiglein, dem Dichter der Ingolstädter Schlachtliedes, den Faden wieder einzuschlagen. Wenn wir ihn uns in seiner backenden Tätigkeit vorstellen, können wir vielleicht annehmen, daß er am frühen Morgen von Tür zu Tür mit seinem Brotkorbe gelaufen ist. Das Pflaster hat sicher schon damals die

Verwünschungen der Fußgänger auf sich gezogen, wenn es überhaupt gelegt war. Wir modernen Menschen, denen die Hygiene im städtischen Leben etwas Selbstverständliches zu sein scheint, können uns schwer begreiflich machen, wie primitiv die Anforderungen und Ansichten in dieser Beziehung vor noch nicht allzu langer Zeit gewesen sind. Der Schmutz auf den Straßen lag gewöhnlich so hoch, daß der Bürger sich außerhalb des Hauses hölzerner Überschuhe bedienen mußte, wie sie noch jetzt in Holland und bei uns in einzelnen Gegenden Mittelfrankens gebräuchlich sind. Meist wurde nur anläßlich eines kaiserlichen Besuches die Stadt gesäubert, und ein Loblied auf Nürnberg besingt den wohledlen Magistrat, der einen Mann täglich das verfaulte Fleisch, das sonst einfach vor die Türe geworfen wurde, zu entfernen verpflichtete. Schlecht war auch das Beleuchtungswesen. Wollte ein Rothenburger Ratsherr zum Abendschoppen in die Ratstrinkstube in der „Frohnwaag“ wandeln, so bedurfte er der Laterne, die der Diener voraustrug, und der Streit, der dort häufig entstand, bezeugt, daß ganz kräftig gezecht worden ist. Die öffentliche Sittlichkeit blieb entsprechend gewahrt, da beim Rödertor sich das Haus der „fahrenden Fräuleins“ befand, die sechs an der Zahl und verpflichtet, ein besonderes Abzeichen, das weiße Kreuz im roten Felde, zu tragen, erst kurz nach der Vertreibung der Juden 1525 ebenfalls aus der Stadt verwiesen wurden.

Langsam weicht bei dem Umbau und Neubau des deutschen Bürgerhauses das Fachwerk dem Stein. Bestand das ursprüngliche Bürgerhaus aus der Diele, dem Obergeschoß und dem geräumigen Dachboden, so nahm es im 15. Jahrhundert noch ein zweites Obergeschoß hinzu. Statt der niedrigen Bauten werden jetzt die hohen Häuser aufgeführt, deren Giebel sich stolz emporhebt, während das Dach nach beiden Seiten steil abfällt, um den Einfluß von Nässe oder

Schnee weniger empfindlich zu machen und gleichzeitig den Vorräten als Lagerraum zu dienen. Sie entbehren zuerst noch eines besonderen architektonischen Schmuckes, wenn auch die eckige Randlinie des Daches die Absicht zeigt, neben der großen, nur mit drei Fenstern versehenen Wandfläche Abwechslung bringen zu wollen. Rothenburg zeichnet sich durch viele solche Häuser aus. Die Bauten am Rathausplatz, in der Herrenstraße, in der oberen Schmidgasse in der Nähe des Marktes sind großenteils nach dem gleichen Plan im angegebenen Sinne erbaut worden. Wie erwähnt, bedeutet die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts für Rothenburg den Höhepunkt der Bautätigkeit, deren Denkmale uns die alte Stadt so liebenswert machen. Bevor wir aber die Meister, denen wir schon beim Bau des Rathauses begegnet sind, auch bei ihrer privaten Tätigkeit beobachten, möge nochmals eine kurze Abschweifung gestattet sein, um die Juden in Rothenburg und ihre bis zum Jahre 1520 dauernde Aufenthaltsberechtigung, die Art ihres Wohnens, die noch ganz deutlich zu sehen ist, kennen zu lernen.

Rothenburgs Bedeutung als Handelsstadt durch die Messe und die vier Märkte bewirkte den früheren Zuzug einer Menge jüdischen Handelsvolkes, dem der Rat neben dem Weißen Turm in der alten Stadt ein Sonderviertel anwies. Vor dem Turm befand sich das Tanzhaus, das erst nach der Vergrößerung der Stadt mit der bei der Vertreibung zerstörten Synagoge und dem Judenkirchhof nördlich an das Ende des neuen Judenviertels verlegt wurde. Die Rothenburger Juden hatten bestimmte Steuern zu zahlen und Abzeichen zu tragen; rechtlich standen sie unmittelbar unter dem kaiserlichen Landvogt. An den Häusern, in welchen sie einst gewohnt haben, sind noch mehrfach Nischen zu sehen, in welchen die „Mesusah" angebracht war, und in einem Hause befindet sich das seltsam geformte Abbild eines Propheten in der Eingangswand.

Als die Juden die Stadt verlassen hatten, da sangen die Rothenburger:

„Ein Reichsstadt an der Tauber leit
Ist Rothenburg genannt
Da haben die Juden lange Zeit
Getrieben große Schand
Mit Wucherei und scharfer List
Damit gar mancher Frummer
Zu Grund verdorben ist.
Nun hat niemand die Sach erkant
Bis itzt auf diese Stund.
Doktor Teuschel ist er genannt,
Alsbald es ihm ward kundt.
Da feiert er weder Tag noch Nacht
Bis er mit seiner Lehre
Die Juden dannen bracht.

Mit dem Abzug der Juden gaben die Rothenburger höchst unverständig einen wertvollen Steuerzuschuß auf, da sie von jenen außer der Hälfte der Reichssteuer noch ein besonderes Opfergeld erhoben. Sie hätten bei ihren schwankenden finanziellen Verhältnissen diese leicht eingenommene Besteuerung gut brauchen können, namentlich da sie anfingen, in ihrer Lebensführung üppiger zu werden und neben den großen öffentlichen Bauten, die sie errichten ließen, neben den Brunnen, auf deren sorgfältige Anlage und künstlerisch schmuckreiche Verzierung sie auf einmal großen Wert legten, auch ihre Wohnhäuser gediegen und schön ausstatteten. Als eines der stattlichsten Denkmäler aus dieser Periode rothenburgischen Lebens betrachten wir vor allem das Baumeisterhaus, welches für Michael Hirsching bestimmt war, der im inneren Rat die baupolizeilichen Vorschriften zu geben und über bauliche Fragen zu berichten hatte, ohne jedoch Fachmann zu sein. Leonhard Weidmann war der Meister, der hier einen deutschen Renaissancebau edelster Art errichtet hat. Der

schlanke Aufbau des Hauses mit den schon äußerlich kenntlichen Zwischengelassen verdient wie die gesamte Innenanlage alles Lob, das von dem Beschauer begreiflicherweise zuerst den Figuren der Fassade in ihrer grotesken Verschiedenheit zugewiesen wird. War Meister Leonhard in Italien? Hat er, der an die Seiten der Giebelmauer so köstliche, frei komponierte Zierate anbrachte, bei einem Meister gelernt, der an oberitalienischen Bauten, in Verona oder Brescia studierte, aber für die symmetrische Strenge Palladios in Vicenza kein lebensvolles Interesse bekundete? Wieder eine der vielen Fragen, auf welche eine absolut sichere Antwort zu geben unmöglich ist. Waren andere Rothenburger Baumeister in Italien? Fast fühlt man sich veranlaßt, die Frage unbedenklich zu bejahen angesichts des klassischen Seitentors am Rathause, der vorzüglichen Proportion, die zwischen den Säulen des Rathauseingangs und den Säulen der vorgeschobenen Loggia besteht, und so manche ornamentale Ausschmückung der Brunnenbecken, wie die Rosette an der Burgtorbastei, gibt der sich neigenden Wagschale neues Gewicht. Der älteste der Rotenburger Brunnen, am Ende der Herrengasse, ist 1595 erbaut, 1608 haben Michel Scheinsberger und Christoph Körner den St. Georgen- oder Herterichsbrunnen auf dem Marktplatz geschaffen, und in den folgenden zwei Jahrzehnten floß auch das Wasser zum erstenmal aus den übrigen Brunnen der Stadt, die zum Teil mit symbolischen Figuren und Emblemen, vor allem mit zierlichen Meerweibchen ausgeschmückt waren.

Diese Anbringung von Figuren und anderen Zieraten fängt nunmehr an, sehr gebräuchlich zu werden auch an den Häusern der Stadt. Wir erstaunen über die Reichhaltigkeit, mit der sie erdacht und zusammengestellt sind. Bei den Patrizierhäusern kommt natürlicherweise das Wappen, häufig in Allianzform gedoppelt, in Betracht, und oft wird die



An dem „Johanniterhof“

Jahreszahl dazugesetzt. Im Innern steigern sich die Ansprüche, die an Bequemlichkeit und Schönheit gerichtet werden. Kunstreiche Türfüllungen und Intarsien, schwere holzgetäfelte Decken entsprechen der Würde des rothenburgischen Patrizierhauses, schmale Erker mit Schnitzereien schaffen auch äußerlich ein gefälliges Gepräge, lange Galerien und schmale Treppen in den Hofräumen, praktisch zum raschen Verkehr im Hause, geben den Höfen das Malerische und Intime, das wir heute empfinden. Im Jahre 1613 wurde das Pfarrhaus vollendet, das in seinen beiden Geschossen zwei (erheblich später) eingesetzte Stuckdecken zeigt. Diesen beiden Decken darf infolge der Kunstfertigkeit, mit der sie ausgeführt sind, dem Ernst der Darstellung — die Geschichte vom verlorenen Sohn — ein außergewöhnlicher Wert zugesprochen werden, der hoffentlich einmal Veranlassung gibt, daß ihrer in einer eigenen Arbeit gedacht wird.

Üppigkeit und Verschwendung, Sittenlosigkeit und Ungehorsam. Diese Laster, Begleiterscheinungen und Folgen des furchtbaren Krieges, haben die Einwohner der Stadt Rothenburg schlimm heimgesucht. Mit der Erwerbung des Bürgerrechts nahm man es immer noch streng. Der alte Brauch war erneuert worden, daß Eltern ihre Kinder, Knaben und Mädchen im Alter von 14 und 12 Jahren, in die Steuerstube bringen mußten, wo die Knaben zu schwören, die Mädchen zu geloben hatten. Versäumnis zog den Verlust des Bürgerrechts nach sich. Sollte mit einer solchen feierlichen Handlung ein verloren gegangener Ernst künstlich erzogen werden? Denn bald erhebt sich eitel Klagen ob der Verderbtheit der Jugend, die rauflustig den Degen nicht von der Seite legt, ob der allzusehr überhand nehmenden Roheit und der wilden Trinksitten der Männer, wogegen kaum die schärfsten Edikte helfen, ob der Eitelkeit und Putzsucht der Frauen. Einmal sieht sich der hohe Rat veranlaßt, auf das ernsthafteste zu erklären: „Zwar

ist die Seide eine schöne Invention, hingegen eine materia luxus in Kleidern bei Manns- und Frauenspersonen, indem neben dem Sammet, Atlas, Damast immer eine neue Mode nach der andern aufkommt und die Leute zu Hoffart und Verschwendung ihrer Nahrung überkommen.“ Und da zur Begründung dieses Erlasses, der sich gegen die Seidenhändler richtet, ausdrücklich angegeben wird, „wegen des ohnedies bekannten Geldmangels“, so haben wir uns nicht zu verwundern, daß ein neuer Aufschwung unmöglich war. Als besondere Vergnügung empfanden die Rothenburger die häufige Anwesenheit von wandernden Schauspieltruppen, die auf dem Markt oder im Rathause Vorstellungen gaben.

Zu Anfang des 18. Jahrhunderts erschien zuerst ein kleines Büchlein, das über Rothenburg berichtet, die „Nachricht von der Stadt Rothenburg“, im historischen Teil meist ein Auszug aus den Chroniken, die fleißige Schreiber unterdessen angelegt hatten, im übrigen aber nicht ohne gute charakterisierende Bemerkungen, denen ein kleiner satirischer Beigeschmack manchmal zur leichteren Verdaulichkeit gegeben ist. Da heißt es einmal: „Die Lufft um Rothenburg und das Clima darunter sie lieget anlangend, so ist solches überaus gesund, der Boden auch, samt dem dazu gehörigen Gebiete an Wein, Getrayde und Obst dermassen fruchtbar daß sie insgemein der Vorratskeller von Francken pfleget genennet zu werden. Das Wasser ist gut, jedoch will an lebendigen Brunnen in der obern Stadt sich dann und wann einiger Mangel ereignen. Sie hat gar feine und geraume Straßen, die aber ihrer Länge halber nicht alle eben, sondern einige bergauf gehen. Die Häuser können zum Teil ebenfalls passiren, ob sie schon denen in Nürnberg nicht beykommen, gleichwohl findet man hin und wieder einige die nach der neuesten Bau-Arth eingerichtet. Zum wenigsten macht Rothenburg desfalls eine bessere Parade als viele Niedersächsische die meistentheils annoch nach der alten Gothischen Art mit Over-Giebeln gebauet. Die Einwohner seynd gar höflich, freundlich und bescheiden obgleich diejenige Conversation unter ihnen nicht gepflogen wird die man in denen Ober-Sächsischen Städten antrifft. Ihre Häuser halten sie ziemlich rein und sauber . . .!“

Ist es nötig, dieser Erzählung noch etwas beizuzufügen? Was freilich die „conversation“ betrifft, so wird der aufmerksame Besucher von Rothenburg, der in anmutiger Form über die alte Reichsstadt plaudert, sich vielleicht an den Eigentümlichkeiten des Rothenburger Dialektes gestoßen haben, die auch heute sich noch nicht verwischt haben. In dem Willkürenbuch, das die älteste und wichtigste Aufzeichnung für die rothenburgischen Rechtsverhältnisse ist, nähert sich die Sprache noch ganz auffällig dem Schwäbischen. Diese gleichmäßige Mischung zweier Dialekte, die nach Bensens Ansicht durch die Anwesenheit der zahlreichen schwäbischen Ritter am kaiserlichen Hofe zu erklären ist, kam bald durch ein stärkeres Hinneigen zum Ostfränkischen auf diese sprachliche Seite, wobei sich alemannische Reste erhielten. In einem den beiden Brüdern Humboldt gewidmeten Buche „Proben deutscher Volksmundarten“ teilt J. S. Vater ein Gespräch im Rothenburger Dialekt zwischen zwei Eheleuten im Hohenlohischen über die Vermählung ihres Pfarrers am 15. Januar 1771 mit, wo der Mann spricht:

„Do̊s is a Madla aus der Wuarz (Wurzel)
Ouhali (unheimlich) scho̊a und zoart.
Na, guater Pfarr, doa bis du kuarz,
Umsunst lacht dir der Boart.
Wenn du di uff do̊s Madla spitzst,
So jung wie Milch und Bluat
Und quappeli (zapplig), wenns niedar sitzt,
Die is dir no viels z' guat.“

Die Strenge, mit der die heutigen Rothenburger an ihren alten Gewohnheiten festhalten, bekunden sie in ihrer Sprache. Die ist der letzte Rest ihrer reichsstädtischen Selbständigkeit, den man ihnen nicht nehmen kann. Ja, der letzte Rest! Wehmütig genug spricht sich's aus. Die letzte Neuerung, die in Rothenburg vor sich ging, war die Gründung des Wochenblatts, das „jeden Samstag auf zwei Quartblättern unsere interessantesten Tagesbegebenheiten, politische, literarische und gemeinnützige Notizen" seit dem September 1791 bekanntgab. Wehe dem, der etwa an der literarischen Bildung der Reichsstädter zweifelte! Da steht klar und deutlich bei Winterbach zu lesen, daß „bey den neueren allgemeinen Fortschritten im Literaturfache der Rothenburger keineswegs zurückblieb, obwohl ihm keine besonderen Anstalten und öffentliche Lesegesellschaften zu Hilfe kommen." Der gute Bürger las also die allgemeine Jenaische oder die Erlanger Gelehrtenzeitung, freute sich an dem oder jenem Reichspostreuter, und während die holde Eheliebste prüfend im Journal des Luxus und der Moden blätterte, suchte der Gemahl bedächtigen Sinnes in ein Heft der allgemeinen deutschen Bibliothek vorzudringen.

Wir haben uns sehr ungerechterweise gewöhnt, die Zeit, die wir spöttisch die gute alte nennen, mit einem hochmütigen Lächeln abzutun, ohne daran zu denken, daß es sicher uns einmal ähnlich gehen wird. Jene Menschen holten sich ihre Bildung, wo sie sie eben herbekamen, und mußten drum froh sein. Ganz gewiß hatten sie mehr Ernst und mehr Freude dabei als der Durchschnitt unserer auf „allgemeine Bildung" dressierten und eben deshalb mehr als oberflächlichen Gesellschaftsmenschen. Der apfelgrüne Frack und das taubengraue Jackett, das Jabot und der selige Ridikule mit seinem penetranten Lavendelduft, den kaum ein musealer Firnis zu ersticken vermag, Erinnerungen aus der Zeit, da Großvater die Großmutter nahm, verdienen in der Geschichte der Tracht

mehr Beachtung als der Frack, der Zylinderhut und der Lackstiefel. Gerade die alten Rothenburger können wir uns gut in jener Zeit vorstellen. Es war still in Deutschland geworden, seitdem „der König und die Kaiserin des langen Haders müde, versöhnten ihren harten Sinn und machten endlich Friede". Rothenburg schlief seinen Schlaf und war dankbar dafür, daß man es nicht störte. Die Zahl der Einwohner hielt sich ständig auf 6000. Das einzige Lebenszeichen, das es gab, war seine Bautätigkeit. Um 1750 — wir sehen häufig an den Häusern Jahreszahlen aus dieser Periode — muß ein künstlerisch nicht unbedeutender Architekt in Rothenburg gewesen sein. Ist auch kein Haus erbaut worden, das ganz im Zopfstil gehalten ist, bezeugen doch Türeinfassungen, Fensterrahmen und namentlich Gartentore die französierende Absicht, die später bei der Aufführung französischer Dächer (in Kobolzell und Detwang) größere Bauten erstehen ließ. Das Schlößchen von Hohbach, das den Brüdern Zahn gehörte, wurde damals gebaut. In gesellschaftlicher Beziehung hatte das Patriziat in Rothenburg sich eine uneinnehmbare Stellung gesichert, und da ihre Mitglieder nur untereinander heirateten, blieb fremde Mischung ausgeschlossen. Die Ratsmitglieder und ihre Angehörigen erfreuten sich einer Devotion, die etwa heutzutage der Beräucherung einer kommandierenden Generalsfamilie in einer kleinen Provinzialstadt gleichkommt, und in Dünkel und Selbstüberhebung wurden die Kinder von klein auf erzogen. Wenn die steifnackige Tochter des Herrn Bürgermeisters auf ihren Stöckelschuhen zur Schule stelzbeinte und der Lakai die Mappe nachtrug, durften nur „ratsfähige" Altersgenossinnen es wagen, in sittsamer Begleitung nebenherzugehen. So mancher charakteristische Zug für das Rothenburger Leben wird heute in den alten Familien erzählt. Jährlich wurde im Rathaussaale ein großer Ball abgehalten, da aber nur ein einziger Haarkünstler

vorhanden war, so begann er schon am Tage vor dem Feste zu frisieren, rangaufwärts, und die bedienten Damen mußten dann die Vornacht auf dem Stuhl zubringen. Beim Exerzieren der Bürgerwehr vor dem Klingentor schaute groß und klein zu und freute sich der gewaltigen militärischen Leistungen.

Dem allen wurde durch die bayerische Besetzung ein sanftes Ende gemacht. Die ersten königlichen Kommissare bemühten sich, der nunmehrigen fränkischen Landesstadt ihre Macht zu zeigen. Die Hammeruhr auf dem Turm des Rathauses durfte nicht mehr schlagen, die Polizeistunde in den Wirtshäusern wurde mit unnachsichtlicher Strenge eingehalten, der Pharamundsturm, einer der stärksten und vielleicht der älteste Stadtturm auf dem Burgberge, 1811 abgetragen, und — weit schlimmer — eine große Zahl von goldenen und silbernen Geschirren der aufgehobenen Ratstrinkstube nebst einer Reihe von Gemälden, worunter Dürers Zinsgroschen sich befand, um ein Spottgeld verschleudert. Das blieb nicht der einzige künstlerische Vandalismus in Rothenburg. Die Michaelskapelle nächst der Jakobskirche wurde eingerissen. Was an Totenschildern und sonstigem Schmuck sich in der Jakobskirche außer den drei Altären befand, entging diesmal dem Schicksal des Verkaufs, um ein halbes Jahrhundert später auf das Gebot eines Mannes, der sonst in der Kunstgeschichte einen ehrlichen Namen trägt, nach dem Gewicht versteigert zu werden. Unterdessen zogen manche der alten Patrizier, wenn sie sich auch ungern mit der neuen politischen Lage befreundeten, aus ihrer Heimatstadt fort. Die meisten wandten sich nach München, der Hauptstadt des neuen bayerischen Königreiches. Weitgehende Berühmtheit erlangte der Träger eines der edelsten Rothenburger Namen, der Erlanger Universitätslehrer der Mathematik, Karl Georg Christian Staudt, der Verfasser einer 1847 erschienenen „Geometrie der Lage“, welche

in der Lostrennung der Beziehungen der Lage von allen messenden Untersuchungen resultierte.

Hier und da verirrte sich ein Gast in die stille Landstadt. Aus dem Anfang der zwanziger Jahre des vorigen Jahrhunderts besitzen wir zwei bedeutsame Zeugnisse über Rothenburg, einander widersprechend und für die Persönlichkeiten der beiden Schreiber bezeichnend. Am 29. Juni 1822 trägt Platen in sein Tagebuch ein, daß er in Rothenburg — Casanovas Memoiren gelesen habe und bemerkt über seinen Aufenthalt: „Die Lage von Rothenburg, das auf seiner Höhe von reizenden kleinen Tälern umgeben ist, wird durch das Innere der Stadt selbst verkümmert, die als alte Reichsstadt mit ungemein hohen Mauern umgeben, durch weitläuftige Torwerke verrammelt, keine Aussicht nach den Umgebungen gewährt. Im Innern zeigt sich zwar ehemaliger Wohlstand, einige herrliche Gebäude, zum Beispiel die Domkirche, dabei bei der Größe und Weitläuftigkeit der Stadt ein unausstehliches Pflaster und eine solche Leerheit auf den Gassen, daß man in einem verstorbenen Herkulanum aus dem Mittelalter herumzuwandeln glauben möchte.“

Drei Jahre darauf kommt Ludwig Richter, der frischeste und deutscheste unserer deutschen Zeichner, auf der Heimkehr aus Italien an den Ausblick vor Rothenburg. Eine entzückte Stimmung ließ ihn nicht los, so daß er nach vielen Jahrzehnten den Eindruck in seinen Lebenserinnernngen festhielt: „Die Gegend war öde, die Landstraße leer, der Himmel mit trüben Wolken bedeckt, ich wurde des langen Wanderns endlich müde, besonders da ich allein war. Der Abend war zeitiger hereingebrochen, ich war froh, als ich auf den jenseitigen Anhöhen eine Stadt erblickte, deren viele Türme und Türmchen ihr ein bedeutendes und altertümliches Ansehen gaben. Ich fragte: es war Rothenburg ob der Tauber. Jetzt besann ich mich, daß ich diesen Namen in Musäus’

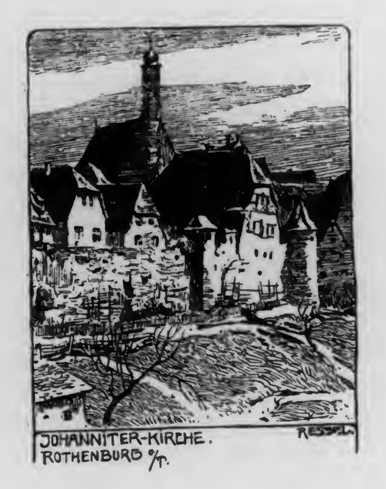
Volksmärchen gelesen hatte, und zwar in der Schatzgräbergeschichte, wo die Schäfergilde ihr herkömmliches Fest in Rothenburg feiert. Die Geschichte hatte mir immer ganz besonders gefallen, und jetzt war ich ganz unverhofft in ihr romantisches Gebiet gekommen. Der Abend dämmerte bereits; als ich in die engen, holprigen Straßen trat. Die Häuser mit den hohen und spitzen Giebeln, die Stockwerke immer das darunter liegende überragend, altertümliche Schilder und Innungszeichen, gotische Kapellen und Kirchen, aber selten ein paar Menschen in den Gassen, alles so still in dieser Dämmerstunde. Ich glaubte plötzlich ins Mittelalter versetzt zu sein, als ich in die Herberge trat. Eine kleine gotische Türe, zwei Stufen abwärts, in den Hausflur zu steigen, die Gaststube, ein niedriger Raum mit kleinen Fenstern und runden Scheiben. An den Tischen saßen einige Männer in Kleidern, die auch aus Großvaters Zeiten zu sein schienen, bei ihrem Bier in hohen Zinnkrügen, wie ich sie nur aus Albrecht Dürer kannte. Ich saß hier bei meinem Abendessen hinter dem grünen, alten Kachelofen und lauschte den Gesprächen der Männer, wie Peter Bloch in dem Märchen, aber von einem verborgenen Schatz wurde nichts berichtet."

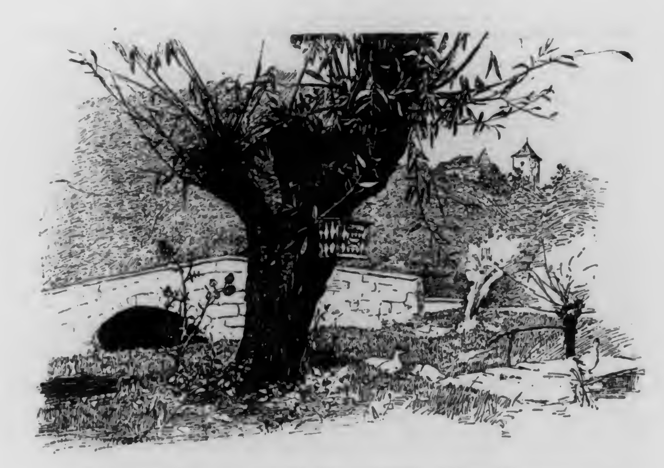
So sahen zwei begnadete Künstler die Stadt: der eine, der Dichter, deutschem Sinn abhold, ein Phantast voll schwärmerischen Sinnes für die Freiheit des italienischen Lebens, das er unruhig und hastig bald für immer erwählte, — der andere, der Maler, heimkehrend aus der ewigen Stadt, um in deutschem Wesen seine Kraft zu heben, hier in Rothenburg das echte und darum so freudig begrüßte Wahrzeichen seines noch in ihm schlummernden künstlerischen Ideals findend. Aber sonderbar. Eines haben beide Künstler nicht bemerkt, und das war sicher schon damals in Rothenburg da. Es drängt sich dem Beobachter von heute sofort auf: die Liebe der Rothenburger für die Blumen und die Sorgfalt, mit der



Das „Plönlein"

sie ihre Lieblinge pflegen. Die dunklen Geranien, die rötlichen Fuchsien; die bunten Hortensien, die umgeben von stillen, grünen Pflanzen auf dem Balkon des Rathauses so freundlich zusammenstehen, sie schauen auch aus den kleinen Fenstern der Häuser. Und wo diese leicht zu bewahrenden Kinder der Natur dem ernsten Sinn des Hausvaters nicht entsprechen, da müht er sich, seltene Kakteen liebevoll groß zu ziehen. Das gibt heute dem alten Rothenburg den frischen und lebendigen Klang, der uns so innig und so warm zu Herzen geht. Dieser Sinn für die Blumen, der dem Rothenburger Bürger eigen ist, macht die kleinen Schwächen, die er vielleicht sonst haben mag, zunichte. Es scheint, als wolle er sich für die Enge und Dunkelheit, die in seinem Stübchen herrscht und die er doch so ungern aufgibt, einen Gegensatz schaffen und die Sonne durch seine Blumen hereinholen. Wie sein geschmücktes Haus, so unbeweglich und fest, so selbständig und selbstbewußt, so freundlich und gutmütig ist der Rothenburger. Und wir sind nur gerecht, wenn wir über sein ehrliches, biederes und ruhiges Dasein die Worte Goethes schreiben: „Ihr bewundert die Übereinstimmung dieses Gebäudes mit seinen Bewohnern, die ihr gestern kennen lerntet. Sie ist aber vielleicht noch sonderbarer, als man vermuten sollte: das Gebäude hat eigentlich die Bewohner gemacht. Denn wenn das Leblose lebendig ist, so kann es auch wohl Lebendiges hervorbringen."





„Als die Freunde nun gleich die geräumigen Plätze genommen,
Rollte der Wagen eilig und ließ das Pflaster zurücke,
Ließ zurück die Mauern der Stadt und die reinlichen Türme . . .
. . . . . Von dem würdigen Dunkel erhabener Linden umschattet,
Die Jahrhunderte schon an dieser Stelle gewurzelt.
War mit Rasen bedeckt ein weiter, grünender Anger
Vor dem Dorfe, den Bauern und nahen Städtern ein Lustort."

Hermann und Dorothea. V.

Vor den Toren.

o das Plönlein — das seinen Namen von planum, eben, herleitet — als eines der freundlichsten Häuser von Alt-Rothenburg zwei Straßen entsendet, zur Linken eben und zur Rechten abwärts, dem poetisch das Meiste sagenden Kobolzeller Tor und seiner Bastei entgegen, in deren starker Mauer ein hochaufgeschossener Vogelbeerbaum sich einen luftigen Sitz erwählt hat, da machen wir in Rothenburg zum letzten Male Halt und freuen uns des unvergleichlichen Bildes. Und da uns das Kobolzeller Tor, wo des Wärters Laterne so heim-

lich in den stillen Abend hineinleuchtet, schon lange vertraut und befreundet ist, ziehen wir die linke Straße entlang und zum südlichen Tor, dem Spitaltor, hinaus. Nicht lange wird die Freude an dem seltsamen Wildbaderturm, einem der wichtigsten der Rothenburger Stadtbefestigung, oder an den dunkeln Kastanien währen, die links ein freundliches Bänkchen mit tiefem Schatten decken. Der moderne Bau des Wildbades stört jeden Genuß. Das Wildbad ist schon seit einem halben Jahrtausend berühmt, und Heinrich Toppler hat auch bei seiner Einrichtung sich als Mäcen betätigt. Von den fabelhaften Heilungen und Wunderkuren des Bades, das heute nur wenig mehr besucht wird, erzählen die alten medizinischen Schriften sehr ergötzliche Dinge, die hier mit Rücksicht auf prüde Ohren verschwiegen seien. Doch sei wenigstens das nicht vorenthalten, daß der wohledle Physicus Senior wie auch des Kayserlichen Collegii naturae curiosorum Mitglied, Herrn Johann Georg Brebisius, im Anhang seiner Badebeschreibung erfreut ist, „daß bey allen Völkern nunmehr das Waschen und Baden so gemein worden, daß wohl in der gantzen Welt keine Nation zu finden sein wird, welche das Baden verabscheuen solte."

Wir steigen langsamen Schrittes den steilen Weg hinab, wo zwischen verstohlen sich auseinanderbiegenden Zweigen das Kirchlein von Kobolzell neben den alten Häusern zu sehen ist. Schon vieles Wunderliche und Altertümliche hat unsere Sinne berührt, daß wir bei der Doppelbrücke nur mehr Freude empfinden, die uns selbstverständlich zu sein scheint. Die Brücke ist so schräg erbaut, um die Steigung schon hier vorzubereiten. Lustig plätschert der Tauberbach dahin, um gleich eine starke Wendung zu nehmen. Gegenüber einer alten Schmiede, die im französischen Stil gebaut ist, ruht die Kapelle aus von den Stürmen, die sie umtobten, und die auf die friedliche Zeit, wo der alte Kobel (die Ab-

kürzung für Jakob) hier seine Zelle gebaut hat und als frommer Einsiedler dieser kleinen Gemeinde predigte, den Aufruhr der Bilderstürmer mit ihrem rohen Treiben hatten folgen lassen. Von der Höhe herab schaut ernsthaft und ehrwürdig die Stadt. Scharf hebt sich Dach auf Dach, Zinne auf Turm ab vom klaren Himmelsblau. Auf der ebenen Straße folgt sich Schritt auf Schritt langsam, gleichmäßig, denn hier genießt das Auge mit dem Sinn zugleich. Lieblich, wie geschaffen für das weiche Empfinden des ruhig beobachtenden Landschafters, drängt sich eine Schar freundlicher Bauernhäuser zusammen. Alte Bäume stehen zur Seite. Bild folgt auf Bild. Denn die Tauber biegt wieder um die Ecke, und während oben auf der breiten Höhe ein namentlich am späten Abend wundervoller, aussichtsreicher Spaziergang über die „Engelsburg" hinführt, wendet sich im Tal die Straße zu Heinrich Topplers Hause, dem Kaiserstuhl. Das seltsame Bauwerk, dessen Art uns schon vom ältesten Rothenburger Haus her bekannt ist, ein Steinwürfel, der den eigentlichen Bau trägt, mit Graben und Zugbrücke wohleingerichtet zur Verteidigung, ward Toppler vom Rat ausdrücklich zu bauen erlaubt. Hier hat der große Bürgermeister den Kaiser Wenzel bewirtet, hier über die verderblichen Pläne nachgesonnen, die seinen Fall herbeiführten. Schlank und trotz plumper Einzelheiten gefällig steht das Gebäu, dessen schräges Dach zu der riesigen Linde hinüber zu nicken scheint, die es, schon als ein recht bejahrter Geselle, hat pflanzen sehen, und die ihm jetzt über den Kopf gewachsen ist. Obwohl der Rat ausdrücklich bestimmt hatte, daß keine Fremden das Schlößchen im Besitz haben sollten, ging es von einer Hand zur andern. Wußte doch kein Besitzer recht, was er mit dem engen Kasten anfangen solle, und während der Nöte des Dreißigjährigen Krieges, da beschwerte sich gar der Nachbar ob der Vernachlässigung und der durch das stehende

Wasser erzeugten Fäulnis. Damals sind die beiden Mauern gefallen, die sich wallartig zu den beiden Seiten des Schlößleins, wahrscheinlich gegen Osten und Westen, vorgeschoben hatten, und das Wasser mußte abgeleitet werden. Wunderlich der Wechsel. Neben dem Schutt der Wälle und im ehemaligen Sumpf erblühte dem Hause Heinrich Topplers ein neuer Wall, ein Zeichen des Friedens, der endlich die Kanonen auf den Höhen zum Schweigen gebracht hatte. Eine Rosenhecke wuchs um das Haus, und die ältere Generation der jetzigen Rothenburger erinnert sich noch gut aus der Zeit ihrer Kindheit an die Tage im Mai, wenn ein Rosenhundert die alten Mauern glühend umrahmte. Der Grabstein in St. Jakob, die kleine stille Burg hier unten im Taubertal mit der Zugbrücke und den malerischen alten Wappen, gibt es hehere Andenken an den Helden des deutschen Mittelalters als beides? Hier war ich im Leben, dort bin ich im Tod, so sprechen sie zu uns. Und sind Topplers Gebeine, die man unter dem Stein ausgegraben hat, längst vermodert, hier im Talschloß da wandelt sicherlich sein Geist, den Würfelbecher in der Rechten, und wir wollen uns freuen, mit ihm beisammen zu sein, zu zechen und zu spielen, wenn wir auch nicht Nürnbergs Burg als Einsatz bieten können.

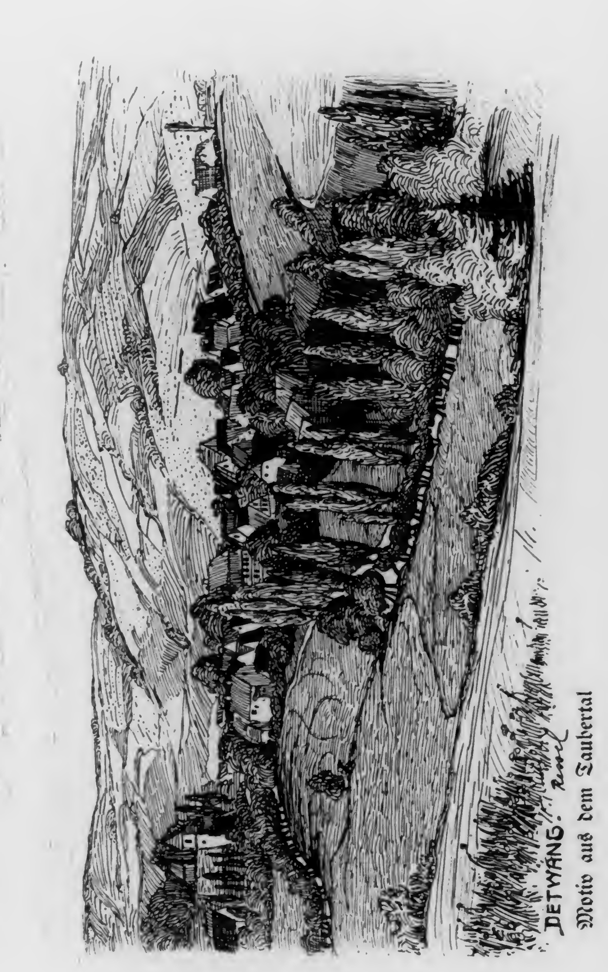
Schweigsam und träge, wie das Bächlein im Herbst zwischen dem blanken Kies an buschigen Weiden vorüber daherkriecht, so schlendern wir der Bronnenmühle zu und freuen uns des wundervoll in die Landschaft gleichsam eingeordneten Bildes. Stämmig und frei stehen hohe Pappeln am Ufer. Die alte Mühle, vor der hochbeladen der Erntewagen hält, rattert und knattert die gleiche Weise, die sie schon den Urvätern der heutigen Rothenburger vernehmlich ins Ohr rief. Ein schwerer, im Abendsonnenschein vor hellem Zorn rot aufleuchtender Fachwerkbau, vielleicht in seinem künstlerischen Herzen tiefbeleidigt über die Brauerei, deren

übler Schornstein hochmütig da oben seine modernen Rauchwolken aufsteigen läßt. O, diese alten Häuser haben ganz gewiß ihre Seele. Wenn's in der Mitternachtsstunde in den schweren Balken ächzt und knarrt, wenn der Giebel im Sturme unruhig hin und her zittert und im alten Holze der Wurm sein eintöniges Ticken beginnt, da scheint es oft, als seufze die Vergangenheit in ihrem tiefen Schlafe vernehmlich auf. Rothenburgs Häuser haben ihre Seele, die freilich nur am Johannistag oder bei hohen Feiertagen sich deutlich regt und dann, wenn der Dichter und der Maler mit ihr sprechen wollen. Da antwortet sie. Leise ist ihre Stimme und klagend, aber doch verständlich. Hörst du sie, du stiller Wanderer im Taubertal? Rothenburgs Häuser haben ihre Seele, und Rothenburgs Bäume haben ihre Seele, aber die Seele der Seelen, die hat des Dichters und des Künstlers treuester Freund, die Linde von Detwang.

Detwang, ja Detwang! Woher die nötige Begeisterung nehmen, um dich mit der gebührenden Weihe und der schuldigen Ehrfurcht zu preisen, du stilles Kleinod des Taubertals! Hinter der breiten, blumigen Wiese, die vor einem Jahrtausend von Waffenklang erscholl, von Tjostieren und Buhudieren im löblichen Turnei zu Ehren der Vermählung des Frankenherzogs Conrad mit der holden Luitgarde, liegen deine Häuslein in dem traulichen Frieden beisammen, der dich und dein Kirchlein behütet hat in all dem wilden Getümmel der Jahrhunderte. Ganz wie Sesenheim! Wie Johann Wolfgang es schildert in seiner Einfachheit, in dem eigenartigen Verhältnis zwischen Erhalten und Neuaufrichten, so würde er Detwang gepackt haben mit dem leuchtenden Blick der Augen, mit der unfehlbaren Kraft des beschreibenden Wortes. Die Ruhe, die er so liebte nach den Stürmen seines Lebens, die ihm seine Harzgedichte so glücklich gelingen ließ, er hätte sie hier ebenso gefunden, und hier an

das Elsaß gedacht und an Sesenheim mit der lieblichen Friederike. Wir kommen dem Dorfe näher, mit emsigem Hämmern macht der Schmied allem sich bemerkbar. Kein Mensch auf dem Wege, kein Laut weit und breit als dieser harte, scharfauftreffende Hammerklang. Am Türpfosten ist ein Rappe angebunden, die Steigbügel sind aufgezogen — wird das Tor sich öffnen, und in seiner „lustigen Mummerey“ der Mann heraustreten, dessen Empfinden allein zu sprechen vermag, wo wir nur lallen können?

Das Wirtshaus ist gerade ein Jahrhundert alt. Ein großer Kasten mit weißen Mauern und geschweiftem französischem Dach. Es darf nicht anders sein. Auch die Linde ist noch jung. Menschen leben noch, die älter sind. Und doch hat diese Linde vor dem schwarzen Lamm in Detwang, dieser Riesenbaum mit den weitausgebreiteten Ästen, mit den unzähligen Blättern, durch die das Auge vergeblich nach dem Himmel sucht, ja diese Linde hat allen pedantischen, kleinlichen Menschen zum Trotz einen sicher wirkenden Zauber. Hart und gerunzelt ist die Rinde des Baumes, der in seinem Schatten ein Bänkchen birgt, aber man hört es deutlich sich bewegen unter der dichten Schicht. Die Detwanger Linde — das ist der Gottfried Keller unter den Bäumen in und um Rothenburg. Tag für Tag, Abend für Abend kann man bei ihr sitzen, sie rührt und regt sich nicht. Da heißt es sehen, wer den dickeren Kopf hat. Und wie sich Meister Gottfried den schweigsamen Studenten herübergeholt hat, der eine Woche lang allabendlich ihm gegenüber sein Schöpplein leerte, so macht es dieser alte Lindenbaum. Man muß sich seine Freundschaft erst ersitzen, ersitzen im wahren Sinne des Worts. Da geht dann plötzlich ein Rauschen durch die Blätter, und ein sanftes, silbernes Klingen hebt an, als wolle der Baum in des holden Walthers von der Vogelweide Ton antworten auf die hellen Sangesgrüße, die wir zu ihm hinauf-



Motiv aus dem Taubertal

rufen. Detwang! Wohl ist es herrlich, durch das buchenumstandene Münstertal hinabzusteigen zur Herrgottskirche in Creglingen und der Geschichte des Grafen von Brauneck zu lauschen, der seinen Neffen tötete auf der Jagd und mit schwerem Bußkreuz nach Rom wallfahrtete, heimgekehrt dann die Kirche zu stiften, welche Riemenschneiders prächtigsten Altar enthält. Gewiß hat das Taubertal manchen freundlichen Platz, wo am Ufer sich's angenehm ruhen läßt unter stillen Bäumen. Oder Vorbach mit seiner lustigen Wirtin, deren Tracht mit der schweren Riegelhaube, eine der letzten echten Trachten der Gegend, stets die Fremden lockt. Hier in Detwang da trägt der Wirt nicht den unverwüstlichen langen blauen Rock mit den breiten Aufschlägen, die schwarze Seidenweste mit der doppelten Talerreihe und die kurzen Hosen, die hier und da noch ein besonders Eingeschworner so um Tauberscheckenbach herum am Sonntag anzieht. Aber der Wein von Detwang,

„. . . . Das ist die Rose der Rosen,
Je älter sie wird, desto länger blüht sie.
Und ihr Duft, er hat mich begeistert, hat mit berauschet . . . !

Vernon Lee, die verständigste aller Amerikanerinnen, hat in ihrem empfindungsreichen Buche „genius loci" neben den Zypressen von Vincigliati und den Eichen von Abbey Leix auch die Detwanger Linde begrüßt. Und dieser friedensstille Platz war ihr so wert, daß sie nicht sagt, wo in der Welt er eigentlich zu finden ist. Suchet ihn, so spricht sie. Auch Vernon Lee wanderte von der Linde zu dem alten Kirchhof und blickte über die verbleichenden Grabsteine und die Blüten am Boden erstaunt hinüber zu dem alten Schlößlein, das dem Kaiserstuhl im Typus so ähnlich ist und doch ein Eigenes besitzt, sein Dach mit der taubenumflatterten Luke und der Blumenfülle an allen Fenstern. Wir folgen Vernon Lee,

lesen mit heiteren Sinnen die Grabschriften der drei Brüder Zahn und freuen uns am meisten an dieser:

„Verlaß die niedre Welt und ihren sklavschen Lauf,
Schwing dich durch Kunst und Fleiß zum Ehrentempel auf.
Ehrengedächtnis Weyl. Herrn Georg Philipp Zahns.

Er schwang sich durch Fleiß und Tugend, durch fürstl. und gräfl. Häuser immer höher. 1762 ließ ihm der Russische Kayser Peter III verschreiben, vor welchen Er Sich mit grosen Beyfall hören ließ. Nach 2 tagen bestieg Catharine II den Russischen Thron, welche ihm als Cammer Musicus in Dienste nahm. Sein Instrument war die Fagotte, welches unscheinbare Stück Holz Er wieder die Bestimmung des ersten Erfinders zu einer noch nicht erhörten Höhe gebracht und damit empfindsame Herzen zu thränen und freuden gerührt. Nach 18jährig rühmlicher Bedienung hatte er die Gnade, der grösten Kayserin die Hand zu küssen, und Abschied zu nehmen. 1780 kam Er wieder nach seiner Vaterstadt, um sein reichlich Erworbenes bey seinen Brüdern in Hohbach in Ruhe zu verzehren, wurde aber 1784 A. 3. Decbr. bey einem treybzagen im Oberholz durch einen unvorsichtigen Schüzen im 61. Jahr seines Alters erschossen.

Sein Vater war Georg Christoph Zahn,
Stadt Musicus in Rotenburg.
Was hilft dich all Dein Ruhm, Dein Reichthum, Kunst u. Ehr?
Durch eines unglücks Schuß, bist du nun nimmermehr.
Gest. v. F. Korn."

Seltene Menschen, diese drei musizierenden Junggesellen! Welche Weisheit und Lebenskunst spricht doch aus diesen Leben, die so köstlich drei rostende Zinnschilder der Nachwelt predigen. Nach unruhigem Wandern gingen sie nach Hohbach, dem kleinen, kaum ein Viertelstündchen von hier gelegenen Schlößchen. Und in Detwang ließen sie sich begraben.

Gibt es einen stärkeren Gegensatz als den Hof der Kaiserin Katharina, die ihren Gatten zwei Tage nach dem Dienstantritt des seligen Zahn in der Festung Schlüsselburg ermorden ließ, und den Kirchhof von Detwang mit dieser Kirche, die mit ihren strengen romanischen Formen auf das Mittelalter weist? Diese drei Brüder haben weit mehr Philosophie in ihre Grabschrift hineingeheimnist, als ein ganzes Dutzend moderner Kirchhöfe mit prunkhaften Statuen und Epitaphien lesen läßt. Mühsam dreht sich der schwere Schlüssel, knarrend tut sich die Pforte des Kirchleins auf. Schlicht und schmucklos, einer kleinen Gemeinde genügend, ist das Innere. Der mittlere Altar hat hohen künstlerischen Wert. Er soll von Riemenschneider sein. In der Mitte die Kreuzigung mit einer ergreifenden Gruppe von Trauernden, links Ölberg, rechts Auferstehung. Eine schwere Hand hat bei den Seitenteilen langsam das Messer geführt. Man sieht es an der Gewandung der Jünger und am Ausdruck ihrer Gesichter. Der Schnitzer der mittleren Gruppe verfuhr leichter und kühner. Einbrechende Dämmerung zwingt uns zum Abschied. Langsam wandern wir die kurze Steig hinauf, die Kaiser Karl V. mit seinem Gefolge im Galopp hinaufsprengte. Leichter Dunst umhüllt Detwang. Ein Nebelstreif lagert auf dem Tauberbach. Das letzte tiefe Rot auf den Ziegeln der Stadt verglimmt. Am Tore machen wir Halt. Von ferne tönt das Horn des Postillons. Unbeholfen und stümperhaft ist dies Blasen, und doch, so stimmungsvoll und ergreifend schön. O Tannenbaum, o Tannenbaum klingt es schrill durch die Durchfahrt. Da rumpelt die alte Kutsche daher. Tannenzweige winden sich ums Dach, und im Innern da sitzt ein junges Paar. Sie im schwarzen Kleid mit Schleier und Myrtenkranz, der glückliche Freiersmann daneben, im Sonntagsstaat, das Myrtensträußchen im Knopfloch. Meister Schwind, wo bist du, dies Bild festzuhalten, den Wagen und

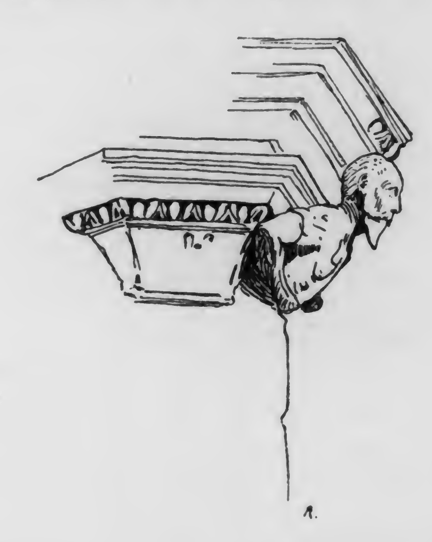
das Paar und die alte Wächterstube mit der unsicher flakkernden Laterne? Ist das wirklich kein Traum, im Jahre des Heils 1907, da Krupp die soundsovieltausendste Kanone verkaufte?

Die Glocken fangen an zu läuten, und still mit bedächtigem Schritt kehren wir heim in die Stadt der Wunder und der Märchen, in das glückliche Rothenburg.



PARTIE am STÖBERLEINSTURM.
ROTHENBURG o/T.

„Man betauret gar sehr, daß in denen vorhandenen Fränckischen Chronicken von dieser Stadt so unvollkommene und sterile Nachricht anzutreffen ist, auch die vorhandenen mit dem fide historica anderer glaubwürdiger Scribenten nicht zusammen stimmen will, dahero man sich viel Mühe geben müssen die Geschicke desselben aus anderen Autoribus zusammen zu suchen und in Ordnung zu bringen; Solte wieder verhoffen in einem oder andern des rechten Weges verfehlet seyn, so wird man sowohl den Autorem als Verleger desto mehr obligiren wann ihnen davon eine bessere und glaubwürdige Nachricht communiciret würde alsdann die behörige Änderung schon an rechten Orte geschehen solte. Adieu."



Literaturnachweis.

Bensen, Historische Untersuchungen über die ehemalige Reichsstadt Rothenburg. Nürnberg 1837.

— Altertümer, Inschriften und Volkssagen der Stadt Rothenburg. Ansbach 1841.

— Kurze Beschreibung und Geschichte der Stadt Rothenburg. Erlangen 1856.

Graef, Rothenburg o/T. Leipzig 1872.

Jahresberichte des Vereins Alt-Rothenburg. Rothenburg 1899 ff.

Kempf, Alt-Rothenburg. Frankfurt 1900.

Klein, Rothenburg o/T. Rothenburg 1881.

Pürckhauer, Führer durch Rothenburg. Rothenburg 1895.

Schultheiß, Rothenburg o/Tauber. Zürich. O. J.

Weigel, Rothenburger Chronik. Rothenburg. O. J.

Weißbecker, Rothenburg o/Tauber. Rothenburg 1882.

Winterbach, Geschichte der Stadt Rothenburg. Rothenburg 1826/27.

Ehringer, Oratio de urbe imp. Rotenburgo Tuberana. Rothenburg 1615.

Merian, Topographia Franconiae. S. 89 ff.

Nachrichten von der Stadt Rothenburg. O. O. u. J. (um 1710.)

Chineser, der auf Ordre und Kosten seines Kaysers reisende. Des vierdten Theiles elftes Stück. Leipzig 1732. S. 800.

Passagier, der neugierige, auf Reisen durch die vornehmsten und merkwürdigsten Städte. Franckfurt u. Leipzig 1767. S. 158.

Rothenburgs Entdeckung.

W. H. Riehl, Ein Gang durchs Tauberthal. Augsburger Allgemeine Zeitung, Jahrg. 1865. — Wirtembergisch Franken, 7. Bandes 2. Heft. Weinsberg 1866.

Leipziger Illustrierte Zeitung. 1867. Nr. 1277. 1869. Nr. 1347.

Die Gartenlaube. Jahrg. 1868. Nr. 47.

Die Grenzboten. Jahrg. 1867. Nr. 41.

[Die kurzen Notizen über Rothenburg bei älteren Schriftstellern wie Bucelinus, Zeiler u. a. wurden absichtlich fortgelassen.]

Barge, Miszellen über Rothenburgs Persönlichkeiten zur Reformationszeit. Beiträge zur bayr. Kirchengeschichte. Bd. VII. Erlangen 1901. S. 278 ff.

— Andreas Bodenstein von Carlstadt. Leipzig 1905.

Bauer, Die Vögte und Truchsessen von Rothenburg. Jahresbericht des histor. Vereins für Mittelfranken. Jahrg. 1862. Nürnberg 1862. Beilage III.

Baumann, Quellen zur Geschichte des Bauernkriegs aus Rothenburg o/T. Bibliothek des liter. Vereins in Stuttgart. Jahrg. 1878. Tübingen 1878.

Bensen, Das Gymnasium in Rothenburg. Jahresbericht a. a. O. Jahrg. 1848. Nürnberg 1848.

Breßlau, Zur Geschichte der Juden in Rothenburg. Jüdische Zeitschrift für Geschichte und Leben. Jahrg. III. IV. Breslau 1865. 1866.

[Büttner], Franconia. Ansbach 1813. Bd. I. S. 249—255: Aus Rothenburger Chroniken.

— Materialien zur ansbachischen Geschichte. 1. Bändchen. Ansbach 1807. S. 33 ff.

Frank, Bild der Entwickelung einer deutschen Stadt. Deutsche Gaue. Bd. VII. Kaufbeuren 1906. S. 168 ff.

Götz, Geographisch-historisches Handbuch von Bayern. Bd. II. München 1898. S. 428 ff.

Haeffner, Die Hauptkirche zu St. Jakob. Zeitschrift für Bauwesen. Jahrg. V. Berlin 1900. S. 62 ff.

— Das Baumeisterhaus. Zentralblatt der Bauverwaltung. Jahrg. 1902. Berlin 1902. S. 601.

— Die Landhege und Landtürme. Denkmalpflege. Bd. VI. Berlin 1904. Nr. 1.

Haenle, Rothenburg und die Hohenzollern. Ansbach. O. J.

Haenle, Urkunden und Nachweise zur Geschichte Heinrich Topplers. Ansbach. O. J.

Haeßlein, Tilly in Rothenburg. Rothenburg 1881.

Hampe, Das Gedenkbuch des Georg Friedrich Bezolt. Mitteilungen des Germanischen Nationalmuseums. Jahrg. 1896. Nürnberg 1896. S. 22.

— Schulkomödien in Rothenburg am Ausgange des 17. Jahrhunderts. Sonderabdr. im Rothenburger Stadtarchiv.

— Gab es in Rothenburg Meistersinger? Vierteljahrsschr. für Literaturgeschichte. Bd. VI. Weimar 1894. S. 321.

— Nürnberger Ratsverlässe. Bd. II. Wien 1905. Nr. 13. 86.

Heerwagen, Die Lage der Bauern in den Taubergegenden zur Zeit des Bauernkrieges. Nürnberg 1899.

Hormayr, Historisches Taschenbuch für 1832. München 1832. S. 342 ff.

Kolde, Zur Reformationsgeschichte von Rothenburg. Beiträge a. a. O. Jahrg. III. Erlangen 1897. S. 171 ff.

— Johannes Teuschlein und die Reformation in Rothenburg. Leipzig 1901.

Kütschmann, Rothenburg o/T. und sein historisches Festspiel. Rothenburg 1881.

Lehmus, Unsere Kirche zum heiligen Jakob. Rothenburg 1836.

Leydig, Horae Zoologicae. Jena 1902.

Limnäus, Jus publicum Imperii Romano-Germanici. Tom IV. S. 300—306 (Rothenburgs Verfassung von G. E. Walther).

Merz, Rothenburgs Rathäuser. Programm der Lateinschule. Rothenburg 1869.

— Rothenburg in alter und neuer Zeit. Ansbach 1873.

— Ein Tag in Rothenburg. Ansbach 1875.

— Abgebrochene Kirchen und Kapellen in Rothenburg. Jahresberichte a. a. O. Jahrg. 1868. Nürnberg 1868.

Nusch, Geschichte der Familie Nusch. Sonderabdr. im Rothenburger Stadtarchiv.

Ottmann, Erinnerungen an Libavius in Rothenburg. Verhandlungen der Gesellschaft der Naturforscher und Ärzte in Nürnberg 1893. Nürnberg 1893. S. 1.

Pachelbel, Geschichte der Kirche und Pfarrei St. Leonhard. Rothenburg 1886.

Pürckhauer, Die geognostischen Verhältnisse der Umgebung von Rothenburg. Rothenburg 1867.

Rée, Zur Erhaltung Rothenburgs. Nürnberg 1898.

Rückwardt, Malerische Architekturstudien von Rothenburg o/T. Leipzig 1894.

Schiller, Stimmen über die Bauten und Kunstwerke in Rothenburg. Würzburg 1885.

Schmidt, Prospekte. Rothenburg 1763.

— Demokratische Bewegungen und Verfassungskonflikte in der Reichsstadt Rothenburg o/T. von 1400—1526. Programm Rothenburg 1899.

— Zur Geschichte des Gottesdienstes und der Kirchenmusik in Rothenburg o/T. Rothenburg 1905.

Schornbaum, Die Stellung des Markgrafen Johann Casimir zur reformatorischen Bewegung in den Jahren 1524—1527. Nürnberg 1900.

Steinbrecht, Streifereien durch deutsche Städte. Denkmalpflege. Jahrg. I. Berlin 1899. Nr. 1.

Strebel, Aus dem städtischen Archiv von Rothenburg o/T. Sonderabdr. im Rothenburger Stadtarchiv.

Thomas, Markgraf Casimir von Brandenburg im Bauernkriege. München 1897.

Vogel, Mitteilungen über einen Sammelband im Stadtarchiv zu Rothenburg. Erlangen 1876.

Weech, Sechs Urkunden Kaiser Ludwigs des Bayern über Rothenburg. Jahresberichte a. a. O. Jahrg. 1862. Nürnberg 1862. S. 60.

Weigel, Zur Geschichte der Entstehung des rothenburgischen Gymnasiums. Beiträge a. a. O. Jahrg. III. Erlangen 1897. S. 275 ff.

— Rothenburg-Brandenburgische Kirchenvisitationen. Ebda. Bd. IV. Erlangen 1898. S. 30 ff.

Weigel, Gebrechen und Reformen im Frauenkloster zu Rothenburg o/T. 1350—1406. Ebda. Bd. XIII. Erlangen 1907. S. 49 ff. S. 205 ff.
Weißbecker, Rothenburg o/T. Seine Altertümer und Inschriften. Rothenburg 1882.
— Geschichte des Franziskanerklosters in Rothenburg. Rothenburg 1882.
— Wappenzeichen nach Siegeln aus dem Archiv der ehemaligen freien Reichsstadt Rothenburg o/T. Deutscher Herold. Jahrg. 1884. Berlin 1884. Nr. 2. 3. 1885. Nr. 1.
— Die Apotheker zu Rothenburg. Jahresberichte a. a. O. Jahrg. 45. Nürnberg 1896. S. 1 ff.
Weißbecker, Die Schützengilde zu Rothenburg. Sonderabdr. im Rothenburger Stadtarchiv.
Wolff, Aus der Rothenburger Chronik. Rothenburg 1894.
Zimmermann, Das Feuerlöschwesen der Stadt Rothenburg. Rothenburg. O. J.
— Eine reichsstädtische Huldigung. Sammler 1905. Nr. 46. 47. 48.

Allgemeine deutsche Biographie. Vgl. besonders die Artikel Staudt-Widmann-Ziegler.
Goedeke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung. Dresden 1884 ff.
Liliencron, Die historischen Volkslieder der Deutschen. Bd. III. Leipzig 1869. Nr. 535. 553.
Vater, Proben deutscher Volksmundarten. Leipzig 1816. S. 55.
Winterbach, Beiträge zur Literaturgeschichte von Franken. Schillingsfürst 1803.

Below, Das ältere deutsche Städtewesen und Bürgertum. Leipzig 1900.
Bezold, Geschichte der deutschen Reformation. Berlin 1890.
Brinckmann, Die praktische Bedeutung des Ornamentstichs für die Frührenaissance. Straßburg 1907.
Cohausen, Die Befestigungswesen der Vorzeit. Wiesbaden 1898.

Essenwein, Die romanische und gotische Baukunst. Handbuch der Architektur. Teil II. Darmstadt 1889—1892.
Grisebach, Das deutsche Rathaus der Renaissance. Berlin 1907.
Haack, Friedrich Herlin. Straßburg 1900.
Heil, Die deutschen Städte und Burgen im Mittelalter. Leipzig 1906.
Heyne, Fünf Bücher deutscher Hausaltertümer. Leipzig 1899 ff.
Horawitz, Casparus Bruschius. Prag und Wien 1874.
Ranke, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. Berlin 1852.
Raumer, Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit. 3. Aufl. Leipzig 1857/58.
Riezler, Geschichte Bayerns. Gotha 1878 ff.
Schulz, Deutsches Leben im 14. und 15. Jahrhundert. Wien 1892.
Stihl, Das deutsche Rathaus im Mittelalter. Leipzig 1905.
Tönnies, Tilmann Riemenschneider. Straßburg 1900.
Deutsche Reichstagsakten. München 1867 ff.

Im Rothenburger Stadtarchiv befindet sich außer einer guten Sammlung von Zeitungsartikeln über Rothenburg, die bei Bensen aufgezählte Sammlung der Chroniken. Die Chronik des G. F. Bezolt steht in der Bibliothek des Germanischen Nationalmuseums zu Nürnberg, wo außerdem mehrere andere handschriftliche Aufzeichnungen ohne sonderliche Bedeutung. In der Königlichen Bibliothek zu Berlin eine Handschrift „Hienach sein begriffen die großen wunderzaichen so geschehen sein vnd noch teglich geschehen durch die rayn Maria die mueter gottes zu Rotenburg auff der Tauber. Anno XX. Jar. (1520). In der Großh. Bibliothek zu Darmstadt eine fälschlich Hans Sachs bezeichnete Handschrift mit einem Lobgedicht auf Rothenburg. Urkunden in Rothenburg, München, Nürnberg (Kreisarchiv und Germanisches Nationalmuseum) und Würzburg.

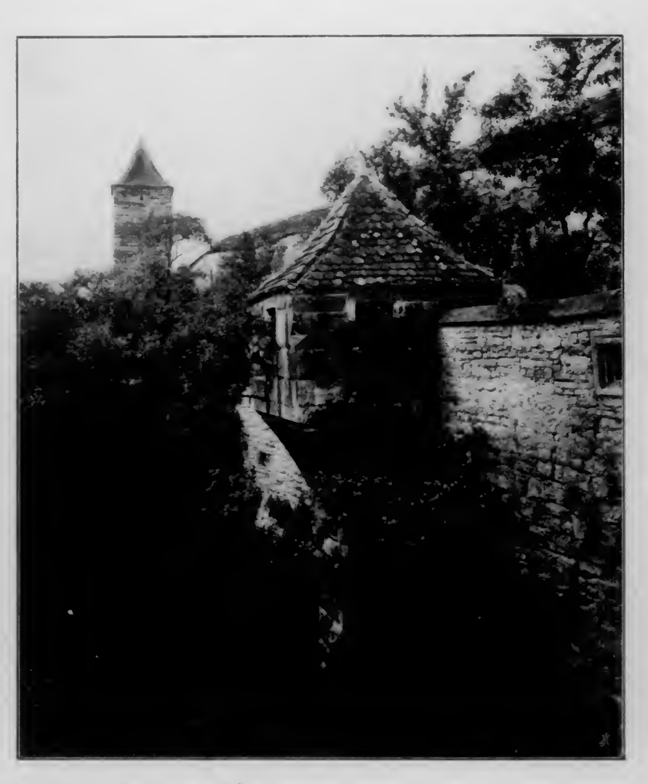
* * *

Am Schlusse angelangt, danke ich für gütige Unterstützung und Teilnahme vor allem Herrn Pfarrer **Weigel**, auf dessen freundliche Empfehlung sich manche sonst wohl verschlossene Tür öffnete, und den Herren General d. Inf. Exz. **von Staudt**, Stadtarchivar

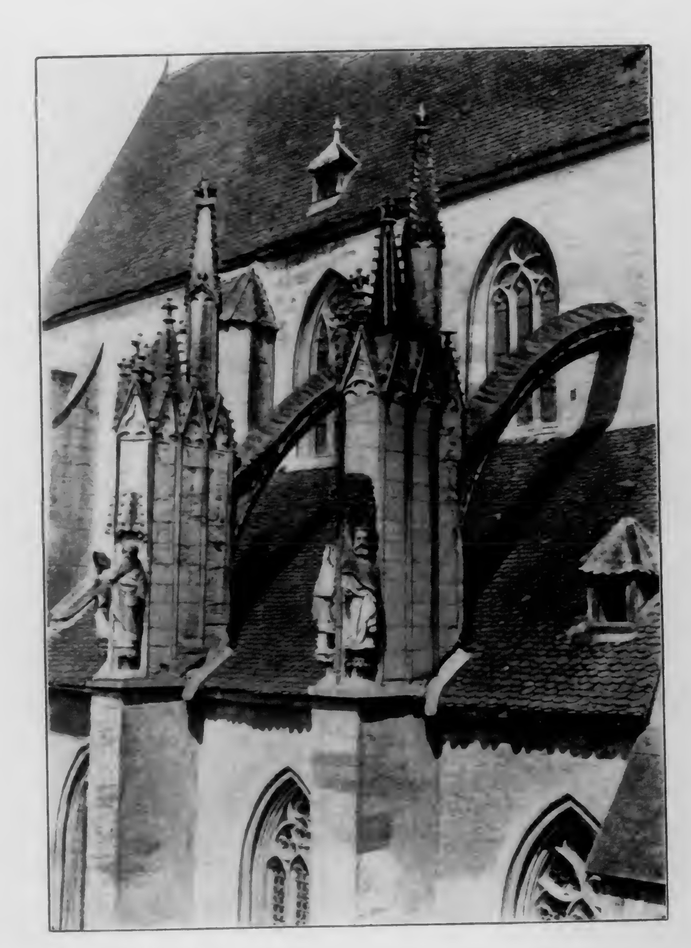
Zimmermann, Bildhauer Kleinschrodt, Malermeister Scheibenberger in Rothenburg, Stadtbaumeister Haeffner und Assistent Dr. Heerwagen in Nürnberg. In ausgiebigster Weise benutzte ich die Bibliothek des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg, deren Leiter Herr Dr. Hampe, mir eine Reihe wertvoller Notizen freundlichst überließ. Ein stiller Dank gebührt den Plätzen, an welchen die größere Hälfte des Buches entstand, und ihrer Gastfreundschaft, Altdorf bei Nürnberg, und Rothenburg selbst, wo ein verschwiegenes Tuskulum Stimmung und Arbeitsfreudigkeit köstlich förderte.

Rothenburg, am 10. September 1907. U.-B.





Stadtmauerpartie am Rödertor
Nach einer Aufnahme der Neuen Photographischen Gesellschaft



Detail der Jakobskirche



Am Altenkeller
Nach einer Aufnahme der Neuen Photographischen Gesellschaft



Mauerpartie am Sieberturm
Nach einer Aufnahme der Neuen Photographischen Gesellschaft

Nachwort zur neuen Auflage.



Den Beifall, der meiner bescheidenen Arbeit von allen Seiten zuteil wurde und der sich in zahlreichen Besprechungen, besonders herzlich auch außerhalb Deutschlands, kundgab, übertrage ich, beschämt und dankbar zugleich, auf das herrliche Rothenburg. Glücklich der Schreiber, dem sich solche Anregung geboten hat. Seinen Lohn findet er überreichlich in der Arbeit selbst.

In der neuen Auflage sind außer den Veränderungen in der Illustration einige Irrtümer und Druckfehler verbessert worden. Der einheitliche Charakter des Ganzen durfte nicht gestört werden. Daß die bisher nur einigen Freunden im Manuskript mitgeteilten Geleitworte in der neuen Auflage an die Spitze treten, wie leichtsinnig unter der Detwanger Linde versprochen wurde, möge man den Wünschen jener Getreuen und nicht der Anmaßung des Autors vorwerfen. Trotzdem: die zweite Auflage eines Buches, das seinen Weg gemacht hat, darf das Zeichen öffentlich bekennen, das seinem Werden die Weihe gab.

Herrsching am Ammersee, 25. Januar 1910. H. U.-B.





943R74 Uh2

